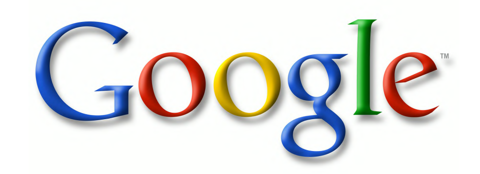




NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08158821 6


ASTOR LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

Harmlose Briefe

eines

deutschen Kleinstädters.

Leipzig.

Verlag von A. H. Payne.

1871.


NEW YORK PUBLIC
LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

Inhalt.

Seite

I.

Auch das geistige Eigenthum ist Diebstahl. — Verbesserte Volkslieder. — Fräulein Meyrhofer. — Herr von Beust war stets liberal.

Aus Deutschland im März 1870.

Der Reichstag hat mich neulich einmal interessirt, lieber Freund. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist wahr: ich habe über die dort gesprochenen Worte viel nachgedacht. Die Debatten über den Schutz des geistigen Eigenthums haben mein bischen Verstand völlig in Anspruch genommen, und von allem Nachdenken und Grübeln wurde mir schließlich so dumm im Kopf, als ob ich eine Theaterkritik gelesen oder gar verfaßt hätte. In Betreff des geistigen Eigenthums, das mit den Kritikern natürlich nichts zu schaffen hat, gehe ich etwas weiter als mein Freund Braun und sage: erstens giebt's gar kein geistiges Eigenthum, und zweitens, wenn es doch geistiges Eigenthum geben sollte, so bedarf es keines Schutzes.

„Geistiges Eigenthum" ist in der That eine incommensurable Größe. Jedwedes Eigenthum muß irgend einen Werth und irgend einen Besitzer haben. Nun möchte ich aber den Menschen sehen, der z. B. den Werth

gewisser Kritiken festzustellen vermöchte und Jemandem das Besitzrecht über dies „geistige Eigenthum" aufzunöthigen sich erdreistete. Im Uebrigen bin ich aus persönlicher Hinneigung zu den liebenswürdigen und galanten Leitern der socialistischen Bewegung in Bezug auf das „Eigenthum" überhaupt sehr tolerant gestimmt; ich finde mit Proudhon, daß Eigenthum Diebstahl ist und sehe nicht ein, weshalb der geistige Diebstahl sich noch besonderer Schutzprivilegien zu erfreuen haben solle.

Also moralisch zu rechtfertigen ist der Schutz des geistigen Eigenthums durchaus nicht; noch weniger ökonomisch. Diese Seite hat mein Freund Braun — die Freundschaft ist ganz auf meiner Seite — mit gewohnter Schlagfertigkeit beleuchtet. Der Schutz vor Nachdruck, welcher die heilsame Concurrenz der Verleger beseitigt, vertheuert die Waare. Die Nation muß ihre Lieblingslectüre übermäßig hoch bezahlen, z. B. einen Born'schen Sensationsroman aus dem Werner Grosse'schen Verlag mit fünf Pfennigen. Das ist viel zu viel. Werden die Schutzfristen auf ein Minimum reducirt, etwa auf acht Tage, so wird man dafür blos drei Pfennige zu zahlen haben. Das ist zwar auch noch drei Pfennige zu viel, aber der Verkaufspreis kommt dem reellen Werth der Waare doch etwas näher. Also keine Schutzfristen. Die Nation, die Allgemeinheit profitirt vom Nachdruck.

„Und Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache."

Daß in Folge dessen die an die Schriftsteller zu zahlenden Honorare die naturgemäße rückläufige Bewe-

gung annehmen, muß ebenfalls als ein erfreulicher Fortschritt begrüßt werden. Darben ist der normale Zustand des deutschen Autors, und der knurrende Magen ist der wahre Motor weltbewegender Ideen. Es ist ganz erstaunlich, wie der Hunger witzigt, den Schaffensdrang erweckt und die Thatkraft fördert. „Ein voller Bauch studirt nicht gern", sagt die Weisheit der Nationen; Wohlhabenheit macht behäbig, faul und schlaff. Man sorge also dafür, daß es den Autoren nicht zu gut gehe, die Nation wird sich dabei um so besser befinden. Nach den neuesten Forschungen der Hellenisten wird als feststehend angenommen, daß Homer für die „Odyssee" neun Thaler pro Druckbogen (etwas mehr als der „Philologus" zahlt) bezogen hat; für die „Ilias" hat ihm sein Verleger aber nur acht Thaler zahlen können, da das Absatzgebiet ein beschränkteres war. Und dabei war das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen nicht einmal vorbehalten. Die eifrige Agitation für den Schutz der Autorrechte ist ein sehr trauriges Symptom für den kleinlichen Krämergeist der Schriftsteller von heute. Der wahre Dichter soll seinen Lohn in sich finden, und das „Honorar" verliert seinen Charakter, wenn es etwas Anderes ist, als ein „Ehrensold", der eigentlich nur pro forma gezahlt wird. Das hat z. B. Arnold Hilberg in Wien sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Der wahre Dichter wird also niemals Honorar beanspruchen. Ein sinniges Blümlein von den Fluren, ein polnisches Achtgroschenstück oder eine schmeichelhafte Notiz in der „Europa" wird ihm ein fürstlicher Lohn dünken. Die Poeten und Schulmeister haben viel gemein: beide sollen

hienieden von Rechtswegen hungern, dafür werden ihnen aber alle erdenklichen Annehmlichkeiten im bessern Jenseits in Aussicht gestellt. Und das ist doch auch etwas.

Wir leben in der Zeit der freien Entfaltung aller Kräfte und haben gegen alles Protections- und Privilegienunwesen einen sehr gerechtfertigten Widerwillen. „Frei ist die Bahn", sagte Belcredi; daß ihm dabei das Mißgeschick passirte, zu purzeln, ändert an der Sache selbst nicht das Geringste. „Frei ist die Bahn", sagt Steiger in Newyork und fördert durch Nachdruck den Sinn für deutschen Geist in der Neuen Welt. Denn nur darum ist's dem amerikanischen Nachdrucker zu thun; es ist rein zufällig und gewiß unbeabsichtigt, daß er dabei auch sein Geschäft findet.

Wenn man einmal anfängt, die Erzeugnisse der Autoren zu schätzen, so ist damit der obrigkeitlichen Bevormundung Thür und Angel geöffnet. Heute wird man den Autor in seinem vermeintlichen finanziellen Rechte schützen, morgen wird man ihn gegen typographische Unbill, gegen die Druckfehler sicherstellen und übermorgen wird man sogar über die geistige Qualität der Arbeit die Fittige breiten wollen. Man wird am Ende gar versuchen, Stücke „frei nach dem Französischen", oder „mit Benutzung einer vorhandenen Idee", oder „Bearbeitungen" als einen Eingriff in das geistige Eigenthumsrecht des Verfassers zu untersagen! Wohin sollte das führen?

Man muß eben consequent sein. Fängt man einmal an, das geistige Eigenthum zu „schützen", so giebt's keinen Grund, mit diesem Schützen aufzuhören. Man

wird also das einmal Vorhandene in starrer Unbeweglichkeit zu erhalten krampfhaft bestrebt sein; das Bestehende wird unversehrt erhalten werden müssen; was ist, wird als gut betrachtet werden, weil es ist; es wird verboten werden, die bessernde Hand an die Werke von Shakespeare, Goethe, Schiller zu legen, mit einem Wort: nur die Vergangenheit wird noch etwas gelten, der Gegenwart und Zukunft aber werden die Flügel gelähmt werden.

Wohin soll das führen? frage ich noch einmal.

Und ich antworte darauf: zum Verderben der Literatur. Denn auf diese Weise wird es mir nicht gegönnt sein, mein großes Opus zu vollenden. Ich bin nämlich mit einer Umdichtung des „Faust" beschäftigt. Ich schaudere bei dem Gedanken, daß ein früherer Erlaß des Gesetzes über den moralischen Schutz des geistigen Eigenthums auch das Erscheinen des größten Werkes dieses Jahrhunderts hätte verhindern können!

Ja, des größten Werkes dieses Jahrhunderts! Ich spreche dies große Wort gelassen aus.

Sie kennen es wahrscheinlich noch nicht, lieber Freund, dieses größte Werk des Jahrhunderts und werden vielleicht an Minckwitz' Nationalepos über die Völkerschlacht denken. Das meine ich aber nicht. Das Buch, von welchem ich rede, ist anonym geschrieben. Der Verfasser hat sich nicht genannt, gerade wie der Erbauer des Kölner Doms. Das Buch heißt: „Von der Volkspoesie", und ist in diesem Jahre 1870 in Barmen bei Langewiesche erschienen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, die

alten Volkslieder, die bekanntlich der Poesie gänzlich ermangeln, in ein wahrhaft poetisches Gewand zu kleiden. Um die Vorzüglichkeit seiner Arbeit in helles Licht zu stellen, hat er die echten Volkslieder und seine Umdichtungen neben einander gesetzt.

„Wen solche Lieder nicht erfreun,
Verdienet nicht ein Mensch zu sein!"

Ich will dem Beispiel des Verfassers folgen und einige Volkslieder in ihrer ursprünglichen Rohheit und poetischen Bearbeitung hier folgen lassen.

Das dumme Volk singt:

„Kein Feuer, keine Kohle
Thut brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand nichts weiß.

„Keine Rose, keine Nelke
Thut blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen
So bei einander stehn."

Wie gemein, wie platt! „Thut brennen", „Niemand nichts", „Thut blühen" — gegen alle Grammatik! Man vergleiche damit die zarten Strophen, welche der Bearbeiter an die Stelle der unschönen Volksreimerei gesetzt hat (S. 59):

„Die feurigste Kohle
Brennt nimmer so heiß,
Als heimliche Liebe,
Da Niemand drum weiß.

„Nicht Rose, noch Nelke
Kann blühen so schön,
Wie solche zwei Seelen
Auf Liebeshöhn."

Das ist doch noch Poesie! Da ist Saft und Kraft. „Solche zwei Seelen auf Liebeshöhn!" Das ist ein Bild.

Auch die nächste Umdichtung ist meisterlich. Das Volk singt:

„Wär' ich ein wilder Falke,
Ich wollt mich schwingen auf
Und wollt mich niederlassen
Vor meines Grafen Haus.

„Und wollt in ihrem Nacken
Die goldnen Flechten schön
Mit wildem Schnabel packen
Sie tragen zu dieser Höhn."

Ich will gern zugeben, daß sich in diesem Liede eine gewisse Energie verräth, aber mit der Umdichtung kann man es doch gar nicht vergleichen!

„Wär' ich ein wilder Falke,
Ich wollte dann sofort
Hoch durch die Luft mich schwingen
Zum Grafenschlosse dort.

Und wollte in ihrem Nacken
Der goldnen Flechten Flor
Mit wildem Schnabel packen
Und fliegen mit ihr empor."

Hier sind die Verbesserungen so handgreiflich, daß es kaum eines Wortes bedarf. Wie schön ist das „sofort", welches die ungestüme Leidenschaft des Verliebten mit herrlicher Knappheit ausdrückt! Und wie fein ist die Abänderung des Gedankens! Im Original schwingt sich der Falke auf und läßt sich nieder vor des Grafen Haus; in der Bearbeitung kommt er aus dem Schwingen gar nicht heraus. Außerdem setzt der Bearbeiter mit weiser Weltkenntniß voraus, daß der Gräf, nicht

wie im Original, ein elendes „Haus“, sondern ein Schloß bewohnt. Das sind Kleinigkeiten, aber sie verrathen den Meister. Am bedeutendsten aber ist die Veränderung der „goldnen Flechten schön“ in „der goldnen Flechten Flor“. Abgesehen von der Alliteration ist das Bild herrlich. Flor bedeutet im Deutschen entweder das durchsichtig gewebte Zeug, das besonders in schwarzer Farbe während der Trauer getragen wird, oder bildlich ein nebelartiges Dunkel („von dem Flor der Nacht umschattet“), oder es bedeutet die Blüthe. Welchen Flor der Umdichter gemeint hat, weiß ich nicht. Das ist mir auch gleichgiltig. Der „goldnen Flechten Flor“ ist auf alle Fälle himmlisch. Das Dunkel der blonden Flechten, oder die Blüthe des Goldes — das Eine ist so poetisch wie das Andere.

Noch einige Beispiele. Da heißt es in einem Volkslied:

„Da droben auf jenem Berge
Da steht ein hohes Haus,
Da schauen wohl alle Frühmorgen
Drei schöne Jungfrauen heraus.“

In der Umdichtung:

„Da droben auf jenem Berge
Da steht ein vornehm Haus;
Da schauen an jedem Frühmorgen
Drei freundliche Mädchen heraus.“

Mit vielem Tact läßt hier der Umdichter eine schwer zu erörternde Frage aus dem Spiel; er sagt einfach: „Mädchen“.

Die Reime sind in den Volksliedern bisweilen entsetzlich. Dies hat den feinfühlenden Anonymus veranlaßt, die Strophe:

„Den Gefangnen mein, den geb' ich nicht,
Im Thurm muß er verfaulen.
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwei hohen Mauern“

folgendermaßen abzuändern (S. 69):

„Dein Liebster ist ein böser Wurm, —
Er soll in dicken Mauern
Zu Falkenstein im tiefen Thurm
Des Lebens Rest vertrauern!“

Wurm, Thurm, Mauern, vertrauern — wer dagegen etwas einzuwenden hat, der braucht sich nur zu melden. Böser Wurm! — Noch ein Würmchen:

Das Volk singt:

„Küsset Dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu Dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Die da wehen um Dein Haus,
Weil ich Dein gedenke!“

Umdichtung auf S. 77:

„Küsset Dir ein Lüftelein
Künftig Stirn und Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu Dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Und um Dich zu finden,
Fahren sie auf Winden.“

Denn was nützt alles Geseufze, wenn's nicht an die richtige Adresse gelangt? Der Expeditionsmodus: „auf Winden“ erscheint allerdings etwas gewagt; indessen, da es sich um Seufzer handelt — —.

Ganz allerliebst ist auch die Abänderung des bekannten Volksliedes:

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus
Ade!
Feinsliebchen, das schaute zum Fenster hinaus
Ade!
Und wenn es soll geschieden sein,
So reich mir Dein goldenes Ringelein,
Ade, ade, ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh."

Der Umdichter vereinfacht die Geschichte (S. 83):

Es reitet ein Reiter zum Thore hinaus
„Ade."
Sein Liebchen steht weinend im Vaterhaus:
„„Ade""
Er reicht ihr noch einmal in Liebe die Hand:
„Ich kehre ja bald aus dem fremden Land!"
„„Ade! ade! ade!
Ach, Scheiden und Meiden thut weh!""

Es ist in der That nicht abzusehen, weshalb drei Reiter zum Thore hinausreiten sollen. Einer thut ganz dieselben Dienste. Und das sind doch noch geregelte Verhältnisse, wie sie uns der Umdichter vorführt. Das Fräulein hat allerdings einen Schatz, aber es wohnt im Hause des Vaters, der ohne Zweifel zu der Verbindung seine Zustimmung gegeben hat. Im Volkslied dagegen blicken wir in einen wahren Abgrund: Ein Feinsliebchen für drei Reiter! Ich empfehle dies Liebchen der moralischen Entrüstung des Frl. Mehrhofer in Wien.

Je mehr ich in dem herrlichen Buche blättre, desto schwerer wird's mir, mich davon zu trennen. Ich möchte es ganz abschreiben. Ueberall zeigt sich der feinfühlende Poet, der tiefe Denker.

Er singt unter Anderm auch: „O Tannenbaum,

o Tannenbaum, wie treu ist dein Gezweige!" Dies verräth ganz ungewöhnliche botanische Kenntnisse. Die „grünen Blätter", welche das Volkslied dem Tannenbaum andichtet, lassen sich mit den bisherigen Feststellungen der Naturwissenschaft in keiner Weise in Einklang bringen.

Wundervoll ist auch die folgende Veredelung des Volkslieds:

„Daß 's im Wald finster ist,
Das macht das Laub,
Daß mich mein Schatz nicht mag,
Das ich nun glaub'."

in

„Daß es im Wald finster ist,
Das kommet von dem Laub,
Daß mein Lieb treu nicht blieb,
Ist ärger als Raub."

Es ist, mit anderen Worten: der reine Mord. Und da wir gerade vom Morden sprechen, will ich noch eine Probe geistvoller Bearbeitung hier anführen.

Das Volkslied sagt:

„Joseph, lieber Joseph, was hast Du gemacht,
Daß Du die schön Nannerl in's Unglück gebracht."

Der Umdichter ändert den letzten Vers und singt:

„Deine arme Nannerl — wie herab gebracht!"

Er sagt auch: „Zu Straßburg auf der Schanz stand ich mit Schwert und Lanz" (Seite 159), und er sagt noch Vieles, was ich übergehen muß, um nicht eintönig zu werden. Am schönsten finde ich die Umdichtung des Tannhäuserliedes. Das ist die Perle des Buchs. Hier hat sich der moderne Dichter etwas mehr Freiheit ge-

gönnt. Er breitet seine Schwingen und steigt zu taumelnden Höhen empor. Für die eine Strophe:

„Ich bin gewest ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen;
Nun will ich Beicht' und Buß' empfahn,
Ob ich möcht Gott anschauen —“

Für diese eine Strophe schüttelt die opulente Muse unseres Modernen aus ihrem Füllhorn deren drei — und was für welche! Man höre:

„Ich hab' gewohnt ein ganzes Jahr
In eines Berges Schooße, —
Bei einer, die so gottlos war,
Daß drob ich noch erboße.

„Die Heidengöttin Venus war's,
Der Teufelinnen größte.
O daß doch Gott in seiner Gnad'
Die Welt von ihr erlöste!

„Ihr Leib war schön so überaus,
Daß Keiner es beschriebe,
Und ich genoß in sünd'gem Rausch,
Alltäglich ihre Liebe!“

Das läßt tief blicken. Was sagen Sie, lieber Freund, zu diesem Colorit, zu dieser Schärfe der Charakteristik? Und ich scherze nicht. Die citirten Verse stehen auf Seite 143 des Buchs „Von der Volkspoesie“, das seit einigen Wochen mein Entzücken ist. Es ist ein wahrer Talisman, dieses Buch, und allen Freunden guten Humors empfehle ich's dringend. Denn es ist ernst gemeint. Der Blödsinn ist keine Faschingsmaske, er ist reinlich und zweifelsohne. Gerade deshalb wird der ernstgemeinte Ulk seine komische Wirkung nicht verfehlen. Für mich ist diese „Volkspoesie“ der wahre Sorgen=

brecher. Bin ich schlecht gelaunt, so greife ich zu dem braunen Buche, lese darin, und fünf Minuten drauf schüttle ich mich vor Lachen.

Und es ist doch etwas Köstliches um das Lachen. Wir verlernen's leider immer mehr. Wir lächeln kaum noch. Das herzhafte, zwerchfellerschütternde Lachen gehört nicht mehr zum guten Ton. Wir lachen, wie Figaro, um nicht weinen zu müssen. Das ist aber nicht das Wahre. Wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Lustspiel preisgekrönt, ein deutsches Nationalepos geschrieben, ein Volkslied umgedichtet, oder ein Preßproceß verhandelt würde, so wär's aus mit der Heiterkeit in Deutschland. Als einziger Trost bleibt uns die alte Wahrheit: daß die Dummen nicht aussterben. Der Himmel erhalte sie uns zu unserer Freude!

Und Das führt mich in gerader Linie auf den wiener Preßproceß contra „Floh". Fräulein Mehrhofer hat einen glänzenden Sieg gefeiert. Es ist allerdings gerichtlich festgestellt worden, daß diese junge Künstlerin sich in einem Anzuge hat photographiren lassen, der eigentlich mehr ein Auszug war, aber wer wird da gleich an Absichtlichkeit glauben? Es war vielleicht ein heißer Tag, schwül und drückend, Frl. Mehrhofer wollt' sich's halt bequem machen, und, nichts Böses ahnend, warf sie sich in ein paradiesisches Negligé. Der tückische Photograph erspähte einen unbewachten Moment und, ohne daß Frl. Mehrhofer das Geringste darum wußte, kam sie in den Handel; bildlich, meine ich. So wird sich jedenfalls die Sache zugetragen haben. Daß das wiener Witzblatt diesem harmlosen Scherz eine perfide Deutung

giebt und dem jeu innocent einer reinen Künstlerin ein bedenkliches Motiv unterlegt, verdient in der That den Haß und die Verachtung aller Wohlgesinnten, und der wiener Gerichtshof, welcher den Redacteur zu einem Monat Gefängniß und zu einer Geldbuße verurtheilt hat, zu einer härtern Strafe, als der Vertreter der Klägerin beantragt hatte, darf sich rühmen, der entrüsteten öffentlichen Meinung durch dieses Urtheil volle Genugthuung gewährt zu haben. Wenn selbst die Liebhabereien der reinen Unschuld von der satirischen Presse nicht mehr geschont würden, so würden ja bald alle sittlichen Bande der Gesellschaft gelöst werden. Hat doch Homer durch seine schlechten Bemerkungen über Zeus und dessen göttliche Collegen mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen, den Olymp zu Grunde zu richten. Das soll uns eine Warnung sein; und wo immer ein Zeitungsschreiber es wagt, Alcovengeschichten in die Oeffentlichkeit zu bringen, da schreite das Gericht ein und strafe mit unerbittlicher Strenge.

Wenn nun ein Angriff auf die Ehre des Fräulein Meyrhofer mit sechzig Gulden bestraft wird, auf welchen Lohn hat Derjenige Anspruch, welcher es unternimmt, die Unschuld des Grafen Beust zu vertheidigen? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Dieses Kunststück hat Herr Friedr. W. Ebeling unternommen. Ich bitte, diesen Herrn Ebeling nicht mit dem geistreichen Pariser Feuilletonisten, Professor Adolf Ebeling zu verwechseln, welcher den Lesern des „Salon“ durch seine angenehmen Plaudereien wohlbekannt ist. Der witzige Pariser Adolf Ebeling hat mit dem deutschen Friedr. Wilh. Ebeling

gerade so viel gemein, wie die Herzogin Helene von Orleans mit Offenbach's „Schöner Helena“ — den Namen und weiter nichts.“ Der deutsche Friedr. Wilh. Ebeling hat, wenn ich nicht irre, früher einmal eine „Geschichte des Burlesken“ geschrieben, sein „Buch vom Grafen Beust“ ist wahrscheinlich die Fortsetzung. Wir erfahren daraus, daß Beust von Hause aus ein sehr freisinniger Mann war, daß seine langjährige Reactionspolitik eigentlich nur auf optischer Täuschung beruhte, daß der Justizminister Zschinsky Alles verschuldet hat, und daß Beust immerdar ein Lämmchen weiß wie Schnee gewesen ist. Worüber man in Waldheim das Nähere erfahren kann. Herr Ebeling hat sich durch diese Mohrenwäsche ein großes Verdienst erworben. Unserer Zeit, welche den Beruf in sich fühlt, den Verleumdungen der Geschichte den Garaus zu machen, darf es gewiß nicht verübelt werden, wenn sie die Trugbilder einer gewissenlosen Demagogie zertrümmert. Und wenn Adolf Stahr nachweist, daß Tiberius ein römischer Biedermann gewesen ist, wenn Lucrezia Borgia vor den erstaunten Augen der Gegenwart urplötzlich als eine anmuthige, sittenreine, wohlwollende Dame erscheint, wenn Gerstäcker sogar den „Othello“ weiß gewaschen und behauptet hat, der „Mohr“ wäre ein einfacher Maure mit heller, lichter Hautfarbe (Shakespeare spricht in der That vom „Dickmäuligen“, von „des Unholds pechschwarzer Brust“, vom „Berberhengst“, vom alten „schwarzen Schafbock“ und anderen Kleinigkeiten, die klar beweisen, daß er sich den Mohren ganz weiß vorgestellt hat) — wenn alles Das geschehen ist, so begreife ich nicht, weshalb man

nicht den Grafen Beust aus dem Jahre 1848 als einen liberalen Politiker hinstellen sollte. Werfen wir also die Vorurtheile früherer Zeiten bei Seite und beugen wir uns vor der moralischen Autorität des Herrn F. W. Ebeling.

A propos Moral! Was sagen Sie, lieber Freund, zu dem Antrage wegen Abschaffung der Pfarrersköchinnen? Machen Sie's so wie ich, und sagen Sie gar nichts. Ich schreibe jetzt eine Ballade: „Die Pfarrersköchin von Taubenhain". Ich verspreche mir viel von der Arbeit.

Und daraufhin herzlichen Gruß.

Wie immer

der Ihrige.

II.

Die Moral des Processes gegen Peter Bonaparte, den Sanftmüthigen. — Ein Verein zur Producirung eines dramatischen Dichters. — Armin's Ahnung. — Der Unvermeidliche.

Aus Deutschland im April 1870.

Rathen Sie einmal, woher ich komme, lieber Freund! Oder ich will's Ihnen gleich selber sagen, da Sie es doch nicht errathen würden. Ich war in Tours, um mir feine Manieren anzugewöhnen. Ich bin mit dem Resultat meiner Reise sehr zufrieden. Die Gerichtsverhandlungen gegen Prinz Peter Bonaparte, die würdige Haltung des Präsidenten, des Angeklagten, der Zeugen, der Vertheidiger, des Publicums, haben einen tiefen und, wie ich glaube, nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich sehe jetzt ein, daß alle meine Rechtsbegriffe, daß alle meine Anschauungen über den Respect, welchen die rechtsprechende Behörde verlangen darf und muß, ganz und gar verkehrte waren.

Ich glaubte bisher, der Präsident eines Gerichtshofes habe die Pflicht, vor Allem das hohe Ansehen der Justiz durch imponirende Würde, durch strenge Unparteilichkeit zu wahren, er habe dafür zu sorgen, daß alle zu dem Processe gehörigen Momente mit größtmöglicher

Klarheit und Anschaulichkeit dargelegt und alle extra-processualischen Dinge den Verhandlungen ferngehalten würden. Ich glaubte ferner, daß der Angeklagte eine bescheidene, maßvolle Haltung zu beobachten habe, daß er nur sprechen dürfe, wenn er gefragt wird, daß er in angemessenen Ausdrücken über den Sachverhalt Auskunft geben müsse, daß es ihm aber keineswegs gestattet sei, mit brutalen und insolenten Redensarten um sich zu werfen. Eine noch größere Zurückhaltung, glaubte ich ferner, käme den Zeugen zu; sie hätten sich, ihrem Eide gemäß, lediglich darauf zu beschränken, die Wahrheit zu sagen, welche keiner beleidigenden Extravaganzen bedarf, um sich vernehmlich zu machen; daß die rohsten Angriffe der persönlichen Ehre selbst die weitest gezogenen Grenzen einer berechtigten Vertheidigung überschritten und daß das Publicum sich jedes Zeichens des Beifalls oder Mißfallens zu enthalten habe und jedenfalls nicht, wie im Circus bei den Bocksprüngen des Bajazzo oder in einer socialdemokratischen Versammlung bei den Worten des Herrn v. Schweitzer, losbrüllen dürfe, wenn es die Lust dazu verspürt. Ich glaubte, mit einem Worte, Ruhe, Würde, Anstand müßten schon äußerlich documentiren, daß die Justiz nicht zum Spaß da ist, daß sie als die höchste menschliche Institution, welche darüber zu entscheiden hat, was nach menschlichen Begriffen Recht und Unrecht ist, auch der höchsten Achtung benöthigt sei.

Alles Das, lieber Freund, ist irrig und falsch. Durch die Verhandlungen in Tours bin ich eines Bessern belehrt worden. Jetzt begreife ich, daß es wohlanständig ist, wenn der Präsident auf seinem großen Lehnstuhl sich

wie ein gereizter Puter geberdet, wenn Zornglut seine Wangen röthet, wenn er vor Wuth schäumt, die Faust ballt, auf den Tisch schlägt, daß Wassercaraffe und Gläser tanzen, wenn er schreit, als ob er am Spieße stäke. Jetzt wird mir klar, wie der Angeklagte seine Unschuld am besten dadurch beweist, daß er gegen alle unbequemen Zeugen die wüstesten Schmähungen schleudert, daß er auf sie einzudringen sucht, wenn ihm ihre Aussagen nicht conveniren, und nur durch die bewaffnete Macht von thatsächlichen Mißhandlungen zurückgehalten wird. Jetzt sehe ich ein, daß die Zeugen in sittlicher Entrüstung den Angeklagten einen „Lump“, einen „Wegelagerer“, einen „feigen Mörder“ ꝛc. schelten dürfen, daß die Vertheidiger die Beschimpfung jedes Individuums, welches sie einigermaßen genirt, als ein geheiligtes Privilegium zu betrachten berechtigt sind, und daß das Auditorium seinen Gefühlen keinen Zwang anzuthun braucht: es kann johlen, brüllen, wiehern, blöken — ganz nach Belieben.

Das ist die Moral des Processes in Tours.

Ich hätte Ihnen gern über die Verhandlungen in allen Einzelheiten berichtet; aber leider sind mir die Tageszeitungen wieder zuvorgekommen. So muß ich mich also darauf beschränken, einige Lücken, welche die Berichterstatter für die Journale gelassen haben, auszufüllen.

Die Geschworenen, welche mit Mephisto den Geist der Verneinung gemein hatten, haben bekanntlich alle an sie gerichteten Fragen mit einem deutlichen „Nein“ beantwortet; also wol auch die Frage: „Ist der Jour-

nalist Salmon, Victor Noir genannt, durch einen Revolverschuß im Zimmer des Prinzen Peter Bonaparte und von diesem getödtet worden?"

Ich entsinne mich nicht, in den von den politischen Blättern gebrachten Proceßberichten diese Frage gelesen zu haben, und sie scheint mir zur Constatirung der völligen Unschuld des sanftmüthigen Prinzen Peter doch sehr wesentlich zu sein.

Sie werden sich ohne Zweifel nach dem Verhalten des Angeklagten während der Verhandlungen in Tours und nach dem Verdict der Geschworenen eine sehr deutliche Vorstellung von der Persönlichkeit des Prinzen gemacht haben. Aber so hehr die Schöpfung ihrer Phantasie auch sein mag, hinter der Wirklichkeit bleibt sie zurück. Mich erinnert Prinz Peter an den frommen Knecht Fridolin, „dies Kind, kein Engel ist so rein", mir ist auch, wenn ich ihn betrachte —

„mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt ihm legen sollt',
Betend, daß Gott ihn erhalte,
So fromm, so rein und hold."

Prinz Peter mag dem Geiste Richard Wagner's vorgeschwebt haben, als er die poetische Elsa schuf, diesen Inbegriff unschuldsvoller Reinheit; ich denke mir, auch als Friedensbote im „Rienzi" müßte sich Prinz Peter nicht übel ausnehmen, in weißer Tunica, den Oelzweig in der Hand und keusche Weisen auf der Zunge. Ach, Prinz Peter hat, wenn böse Menschen keine Lieder haben, wenigstens ein Dutzend Lieder! Vielleicht befindet sich darunter auch das sinnige Volkslied:

„Denn Dich kalt zu machen, ist mir Wurscht."

Peter ist überhaupt eine musikalisch harmonische Erscheinung, die ich dem genialen Rubinstein als Gegenstück zu seinem „Iwan der Grausame" empfehlen möchte. Ich würde ihn nur mit Piccolflöten, Oboen und säuselnder Harfe instrumentiren; und eine Ouverture „Peter der Sanftmüthige" würde jetzt jedenfalls als zeitgemäße Composition sogar bei den Berliner Musikkritikern auf eine bedingte Anerkennung hoffen dürfen.

Es war ein schöner, harmloser Monat der verflossene. Ueberall freudige Lauterkeit und jubelnde Lust. In Tours, in Rom, wo sich die ehrwürdigen Herren Bischöfe beinahe mit dem Ketzer Döllinger gerauft hätten, in Berlin, wo nicht viel daran fehlte, daß die Prügelscene in den „Meistersingern" sich von der Bühne auf das Haus hinüberspielte, in Leipzig, wo man den Dichter der „Karlsschüler", des „Graf Essex" und der „Bösen Zungen" durch enthusiastische Ovationen feierte — allüberall herrschte Frohsinn, Heiterkeit, Jovialität. Und ich Thor führte noch in meinem letzten Briefe Klage darüber, daß das gute, alte, herzliche Lachen auf den Aussterbeetat gesetzt sei. Nein, beim gütigen Apoll, das ist es nicht. Wir sind noch ebenso komische Käuze, wie es unsere ehrbaren Voreltern waren, und vielleicht noch komischere, da unsere Komik meist ganz unbewußt und unfreiwillig ist.

Ich gestehe Ihnen offen, lieber Freund, daß ich auch den in der Gründung begriffenen „Verein zur Förderung des deutschen geschichtlichen Dramas" von dieser unbeabsichtigten Komik nicht ganz frei sprechen kann.

Ich begreife einen Verein zur Erzielung guter Zwie-

belgewächse, einen Verein zur Pflege der Cochinchina-hühner, einen Verein zur Erhaltung der Racepferde, einen Verein zum Schutz der Thiere, der Bäume, der öffentlichen Anlagen; kurz und gut, ich bilde mir ein, einen ausgesprochenen und sehr entwickelten Vereinssinn zu besitzen. Aber einen Verein zur Production von dramatischen Talenten, einen Verein zur Begrüßung des Messias, der da kommen soll, begreife ich gleichwol nicht vollkommen. Die Genesis leiht nur dem Schöpfer das einfach rührende Wort: „Lasset uns Menschen machen"; ich wünsche dem Verein, der gleichermaßen sagt: „Lasset uns einen neuen Shakespeare, Cervantes, Molière, Goethe machen" recht viel Glück. Jedenfalls ist es aber sehr anerkennenswerth, daß wenigstens ein Verein zur Förderung des deutschen Nationaldramas schon vorhanden ist, es fehlt nur noch eine Kleinigkeit, um den Erfolg des Vereins zu sichern: der dramatische Dichter.

Und vielleicht ist auch der in der Person des Herrn Director Wauer schon gefunden. Ich habe der Vorlesung seines Dramas leider nicht beiwohnen können, aber ich muß sagen, daß schon der Titel: „Der Hohenzollern historischer Beruf" mich entzückt hat.

„Der Hohenzollern historischer Beruf." Man erwartet einen Leitartikel und bekommt ein Drama. Schon in dieser geistvollen Ueberraschung bekundet sich eine wahrhaft dichterische Eingebung. Und ein kühner Vorwurf ist's ohne Zweifel. Ueber den Beruf eines Fürstengeschlechts ein Drama zu schreiben, das ist keine Kleinigkeit. Ich habe keine Ahnung davon, wie sich Herr

Director Wauer aus der Affaire gezogen hat. Englands Bedeutung im Welthandel, Frankreichs civilisatorische Mission, die Entwickelung des Zollvereins, der Freihandel und die Eiseninduſtrie, der Hohenzollern historischer Beruf — die dramatischen Stoffe liegen wahrhaftig auf der Straße, man braucht nur zuzugreifen.

Unter uns gesagt, ich habe auch einen kühnen dramatischen Griff gethan; und ich habe sogar die Absicht, das „Comité zur Gründung eines Vereins zur Förderung des deutschen geschichtlichen Dramas“ zum Vormund für das Kind meiner dramatischen Muse zu bestellen. Ich glaube, daß es da gut aufgehoben und nicht den frechen Blicken des Publicums ausgesetzt wäre. Auch mein Titel ist, glaube ich, nicht übel: „Die Schauer der Weltgeschichte oder Armin's Ahnung.“ Drama in viel Bildern.

Ich möchte Ihnen wol einige Stellen daraus mittheilen. Wenn sie Ihnen so gut gefallen wie mir, so werde ich nächstens nach Berlin kommen, um das Drama im Vereinshause in der Wilhelmsstraße zum Besten zu geben.

Auf die Exposition bilde ich mir wirklich etwas ein. Eine halbe Scene genügt mir, um Ort und Zeit der Handlung, sowie die Hauptcharaktere dem hochgeneigten Publicum zu veranschaulichen. Ich mache das so:

Die Bühne stellt einen lichten Platz im Teutoburger Walde dar. Rechts und links (vom Zuschauer) Bäume. Im Hintergrund rechts Bäume, links wie rechts; in der Mitte Bäume. Ein- und Ausgänge nach allen Seiten.

Erste Scene.

Thusnelda (eine häusliche Beschäftigung in der Hand.)

Dies ist der Ort! Der Teutoburger Wald!
Hier steh'n die alten Eichen! Ihre Blätter
Rauschen im Wind wie Vögel, welche zappeln.
Hier will ich harren des Geliebten mein,
Armin geheißen, des Cheruskerfürsts.
Wie lieb' ich ihn, wie liebt er mich, wie lieben
Wir uns! Er ist so stark, so hehr, so groß —
Ein echter Deutscher! Nationalgefühl
Besitzt er wie kein Zweiter. Doch Segest,
Mein Vater, ach, er ist ein Freund der Welschen,
D'rum zürnt er meiner Liebe zu Armin
Und will mit einem Franzmann mich vermählen.
Doch ich, die deutsche Jungfrau, wie sie steht
Im Buche, werde dem verhaßten Joch
Niemals den frisch=fromm=freien Nacken beugen.
Und dies erzeugt den tragischen Conflict.

(Pause.)

Irr' ich mich nicht, so hör' ich Zweige knacken —
So knackt Armin nur, der Geliebte mein.

(Armin erscheint).

Weiß Gott, er ist's! Wie kleidet ihn so prächtig
Das zott'ge Bärenfell, wie glänzt sein Schwert!
Doch ach! sein Auge scheint umflort von Trauer!

(Sie nähert sich ihm.)

Ist Dir nicht wohl, Geliebter? Sprich, mein Herz!
Bin ich nicht mehr Thusnelda Dir, nicht mehr
Dein Thuselchen, Dein Neldchen, Dein lieb Schätzchen?

Armin (innig.)

Du bist's! Ach, jetzt ist Alles wieder gut!
An Deiner jungfräulichen Brust vergess' ich
Die Sorgen alle, die mich schwer bedrücken.

Thusnelda.

Und welche Sorgen, wenn ich fragen darf?

Armin.

Ach, mit den Deutschen ist nichts anzufangen.
Sind Sonderbündler, Particularisten,
Engherzig, opfern stets das Allgemeine
Ihrem besondern Vortheil, schwatzen viel
Und handeln wenig, tragen schwarz=roth=goldne
Cocarden, schreien „Freiheit, die ich meine",
Und wenn's zum Klappen kommt — Kladderadatsch!
Dann kommt die Afterweisheit, kommt das Nörgeln,
Dann trägt man Rechnung den Verhältnissen,
Reitet Principien, faßt Resolutionen,
Anstatt zu fassen Das, was greifbar war —
So bleiben wir in ewigem Verlangen.
Ach, mit den Deutschen ist nichts anzufangen!

Thusnelda.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.

Armin.

Ich that's, weil die Aesthetiker verlangen,
Daß sich der Held gleich charakterisire.
Doch jetzt zu etwas Anderm! Sprich, Thusneldchen,
Was haben wir denn heute für ein Datum?

Thusnelda (neckisch).

Von meinem Wandkalender riß ich gestern,

Wie täglich, eines der bedruckten Blätter
Und dieses Blatt — sieh hier! ... Kannst Du auch lesen?

(Thusnelda hält ein zerknittertes Blatt in der erhobenen Rechten, welches Armin zu erhaschen sucht. Stummes Spiel.)

Armin (gerührt).

Du kleiner Schäker! Zeige her!

Thusnelda (wie oben).

Nein, nein!

Hübsch bitten!

Armin.

Bitte, bitte, Thuselchen!

Thusnelda.

Und willst Du immer artig sein?

Armin.

Ganz artig!

Thusnelda.

Empfah' den Lohn für Deinen guten Willen.

(Sie giebt ihm das Blatt und einen Kuß.)

Armin (liest).

„Der vierte Junius des Jahres 7!"
Und gestern löstest Du dies Blatt? — (nachdenklich).

Demnach

Wär' heut der sechste?

Thusnelda (gerührt).

Ja, Du kluger Mann.

Armin.

War's nicht an einem sechsten Junius,
Als ich Dich sah zum erstenmal, Thusnelda?

Thusnelda (sinnig).

Seitdem vergingen wohl der Jahre sieben,
Wir liebten uns, wie wir uns heute lieben!

Armin.

Am sechsten Juni war's des Jahres Null,
Du warst ein Kind noch, ich war kaum ein Jüngling.
Ich ahnte wahrlich nicht, daß nicht Segest
In solchen Dingen mit sich spaßen läßt.

Nun besehen Sie sich diese Exposition einmal etwas genauer. Der Zuschauer erfährt auf der Stelle, daß die Handlung im Jahre 7 nach Christus im Teutoburger Walde spielt; er kennt die Hauptcharaktere: Thusnelda, die züchtige deutsche Jungfrau, die ihrem Geliebten eine siebenjährige Treue bewahrt, arbeitsam, zärtlich und neckisch; Armin in der Vollkraft des Mannesalters mit soliden Grundsätzen und scharfem Blick, der Rede mächtig wie des Schwertes kundig; er kennt auch den starren Segest, der seine Tochter Thusnelda mit einem sittenlosen Franzosen verheirathen will. Wir sehen also schon einen gewaltigen Conflict voraus, der ebenso neu wie wirksam ist: das Glück der Liebenden gestört durch den Vater, die Tochter im Kampfe zwischen der Leidenschaft des Herzens und kindlichem Gehorsam; dazu tritt, als eigentliches momentum agens, die nationale Frage mit ihren gewaltigen Erschütterungen: der Widerstand zwischen dem deutschen und römischen Element und der endliche Sieg des erstern. Wenn das keine Spannung ist, dann weiß ich's nicht.

Eines hat mir, wie ich nicht verhehlen kann, einige Schwierigkeiten bereitet: die Fixirung des Datums der

ersten Begegnung zwischen Armin und Thusnelda. Christus ist am 24. December des Jahres 1 geboren, am 6. Juni treffen sich Armin und Thusnelda, also ein halbes Jahr vor Christi Geburt. Hätte ich geschrieben im Jahre 1 vor Christi Geburt, so wäre das nicht richtig gewesen, da dann die letzte Woche desselben Jahres auch als „vor Christi Geburt" bezeichnet werden müßte, während thatsächlich die Geburt bereits stattgefunden hat. Ebenso wenig konnte ich schreiben, daß jener 6. Juni in das Jahr 1 nach Christi Geburt fällt, da Christus erst ein halbes Jahr später geboren ward. Ich glaube also, daß der Zeitraum vom 1. Januar bis zum Geburtstage Christi als das Jahr 0 angegeben werden muß, und das habe ich gethan. Sie sehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit ich zu Werke gegangen bin.

Ganz besondere Wirkung verspreche ich mir von dem dritten Act. Es ist der Tag vor der Schlacht mit Varus. Armin ist sehr aufgeregt. Ich lege ihm einen Monolog in den Mund, in welchem er in prophetischer Ekstase Alles voraussieht, was im Jahre 1866 — 68 passirt ist. Ist das nicht eine wunderbare Idee? Wenn Sie das Geheimniß bewahren wollen, so will ich Ihnen anvertrauen, daß ich diese Idee den Dramatikern Hugo Müller und Albert Lindner gestohlen habe. Der Erstere, dessen fruchtbarer Muse im Wallnertheater geopfert wird — und sie will keine anderen Götter haben neben ihm — läßt nämlich auch im „Onkel Moses" vor den Augen des alten Mendelssohn in einer prophetischen Anwandlung die neue Synagoge erstehen, welche in allen Einzelheiten geschildert wird; der Letztere leiht im „Hund

des Aubri" seinem Goethe denselben prophetischen Sinn, er läßt Goethe jammern über die Versunkenheit des heutigen Theaters, welches nicht nur Vierfüßlern, sondern auch noch viel widerwärtigeren zweibeinigen Creaturen, die Cancan tanzen und Chansonetten singen, im geheiligten Tempel Thalia's einen Raum gönnt. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Das einzige Malheur ist, daß der Schwerenöther Offenbach mit seinem Cancan und seiner grenzenlosen Frivolität leider viel geistreicher, witziger und amusanter ist, als viele der in höchst moralische Baumwolle eingewickelten Poeten, welche ihre Helden in die tadellose Tunica der sittlichen Entrüstung hüllen. Ich lasse also auch meinen Armin somnambuliren und mache das so:

Dritter Act.

(Die Bühne stellt den Teutoburger Wald vor, im Hintergrund Station Minden.)

Armin (allein).

Die Stunde naht, entscheidend, fürchterlich.
Varus steht (nach rechts deutend) dort mit seinen Legionen
Und meine Mannen sind (nach links deutend) hier
aufgestellt,
Jetzt kann es losgehn — nein, es muß losgehn,
Es muß, wie Bismarck sagt, zum Klappen kommen,
Erkämpfen wollen wir das Recht zu sein
Die freien Herren eines freien Landes.
Wir annectiren Alles kraft des Rechts
Zu athmen, kraft des Rechts zu existiren.
O, kommen wird der Tag, da dieser Kampf

Noch einmal wird gekämpft auf deutschen Gauen,
Da Treitschke im Brustton der Ueberzeugung
Zum Kampf aufruft, damit der deutsche Nordbund
Uns mache stark nach außen, steuernzahlend
Nach innen. Also steht's im Buch des Schicksals!
Ich seh' im Geiste schon den blut'gen Sommer.
Ich seh' Georg den Welfen, Langensalza,
Seh' Herzog Ernst das weiße Schlachtroß tummeln
Hinter der Fronte, seh' den Bundestag
In tausend Scherben fallen, höre Frankfurts
Owehgeschrei ob all' der Kriegeslasten
In Naturalien wie in blanken Gulden.
Ha! Jetzt rückt Preußen vor, schon steht's in Böhmen
Mit affenartiger Geschwindigkeit.
Der weise Benedek bleibt ruhig, wartet,
Entwirft den Feldzug nach Berlin und wartet,
Und wartet, bis er endlich Prügel kriegt.
O Siegeswonne, Königgrätz, Te Deum,
Illumination und Einzugsfeier,
Berliner Fahrverein, o Siegeswonne!
Jetzt gilt's den Sieg auch practisch zu verwerthen.
Herbei Ihr Völker, wählt ein Parlament!
Wählt würd'ge Männer, wahre Volksvertreter,
Wählt Schweitzer, Mende, Fritsche, Försterling
Und auch den Wantrup, o vergeßt den nicht!
Denn Wantrup ist ein ehrenwerther Mann,
Und fast mein Landsmann, Schulrath dort in Minden.
'S ist eine schöne Gegend! Fragt nur Strosser!
Und überhaupt ist mir dies Ländchen werth:
Detmold, wo Freiligrath geboren ward

(Die Marmortafel kündet es dem Fremden)
Und Bielefeld, das immer Waldeck wählte
Und den Gesangverein „Arion" birgt,
Denselben, der die Freiligrathsdenktafel
Errichtet und nie von sich reden macht.
Und südwärts stoßen wir auf Dortmunds Perle,
Den felsenfesten Liberalen: Wörle.
Doch will ich nicht mehr in die Weite schweifen,
Denn sieh', das Gute liegt so nah (nach links deutend),
liegt dort,
Wo unsre Frauen tanzen, Stuten grasen —
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten blasen:
Husaren heraus!

Ich weiß wohl, daß die letzten dritthalb Zeilen einige Anklänge an Minckwitz, Schiller und Arndt enthalten und daß ich Gefahr laufe, dem Zorn eines literarischen Bravo zu verfallen, indessen ich fand keinen geeignetern Abschluß und deswegen will ich's riskiren. Und außerdem läßt die Vorsicht von Zeit zu Zeit nicht nur Gräuelthaten, wie den Mord bei Pantin, geschehen, um das getrübte Rechtsbewußtsein des Volkes zu wecken und dem Justizminister Leonhardt Material zur Vertheidigung der Todesstrafe an die Hand zu geben, sondern sie gestattet bisweilen auch dem Marsyas, daß er den Apoll schinde. Der Abwechselung halber.

Nun sagen Sie mir ganz offen, lieber Freund, wie Ihnen mein Nationaldrama gefällt. Sie brauchen sich gar nicht zu geniren, Sie können mir ganz unverhohlen die Wahrheit sagen.

Ich mache es gerade wie die Schauspieler: jede an=

ständige Kritik, auch wenn sie noch so vernichtend ist, acceptire ich mit bestem Dank, aber unglücklicherweise finde ich alle mich rügenden Kritiken unanständig. Ich vertrage sehr gut die Wahrheit, wenn sie angenehm ist. Ich respectire sowohl die schärfste Verurtheilung wie das überschwänglichste Lob der Kritik, die Verurtheilung, wenn ein Anderer darunter zu leiden hat, das Lob, wenn es mir gespendet wird. Also, ich wiederhole meine Bitte: sagen Sie mir ganz unbefangen Ihre Meinung, aber sorgen Sie dafür, daß ich damit einverstanden bin.

Und nun zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung: die Versuche des Herrn Professor Minckwitz, des Dichters der „Völkerschlacht", seine literarische Bedeutung gerichtlich feststellen zu lassen, scheinen chronisch zu werden. Vielleicht ist Ihnen noch erinnerlich, daß mich der Dichter wegen meiner enthusiastischen Besprechung seines Epos verklagt hat — und daß ich meiner Freude über diesen Proceß in dem meiner Besprechung folgenden Brief Ausdruck gab *). Ich schilderte den möglichen Verlauf der Verhandlungen vor den Geschworenen, ich ließ mich zu schweren Strafen verurtheilen, — ein Beweis, wie schuldig ich mich fühlte — und glaubte, dadurch dem schwergekränkten Dichter eine anständige Genugthuung gegeben zu haben. Aber fehlgeschossen! Auch mit diesem Briefe ist Professor Minckwitz unzufrieden und er hat mich zum zweitenmal verklagt. Und das Schlimmste ist, daß ich diesmal das mir zur Last gelegte Vergehen einräumen muß. Herr Professor Minckwitz

*) Siehe den ersten Band der „Harmlosen Briefe" IX. und X.

hat mich nämlich beschuldigt, daß ich seine dichterische Thätigkeit in der Oeffentlichkeit herabzusetzen versucht hätte. Erröthend habe ich zugeben müssen, daß dies allerdings meine Absicht gewesen sei. „Frage nicht, wie soll das enden!"

Im Uebrigen verbleibe ich, wie Sie wissen, mit vollkommenster Harmlosigkeit

Ihr

Kleinstädter.

III.

Das Muster eines deutschen Familienblattes. — A. (August) und A. (Adolf) Silberstein.

Aus Deutschland im Mai 1870.

Lieber Freund.

Sie haben mich oft wegen meiner Projectenmacherei verspottet. Diesmal hoffe ich Sie zur Bewunderung zu zwingen. Ich habe nämlich die Absicht, ein großartiges Organ zur Beförderung der christlich-germanischen Gesinnung zu begründen. Allein kann ich das Unternehmen nicht in's Leben rufen, und somit bietet sich mir jetzt die Gelegenheit dar, alle Freundlichkeiten, welche Sie mir seit Jahren erwiesen haben, mit Einem Schlage wett zu machen: ich schlage Ihnen vor, mein Socius zu werden.

Gestatten Sie mir, in großen Strichen die Grundzüge des neuen Unternehmens zu entwerfen.

Das Blatt, welches natürlich illustrirt werden müßte — denn ohne Illustration geht's heutzutage nicht mehr, da die meisten Leser — „Leser“ nach der Melodie „lucus a non lucendo“ — blos die Bilder besehen, würde wöchentlich einmal erscheinen und zwar unter dem an-

heimelnden Titel: „Das traute deutsche Heim". Wir brauchen dazu bedeutende Capitalien, gediegene Langweiligkeit, christliche Gesinnung und Tendenz. Sie brauchen blos die ersteren zu stellen — die Capitalien — für die anderen nothwendigen Requisiten komme ich auf.

Unser Blatt würde sich äußerlich in nichts von den bestehenden Unterhaltungsblättern unterscheiden. Es würde dasselbe Format haben, dieselben Holzschnitte bringen und in derselben typographischen Ausstattung erscheinen. Dagegen würde der Inhalt ein wesentlich anderer sein. Jeder Mitarbeiter würde uns den Nachweis zu führen haben, daß er a) dem Schulfach angehört, b) die Regulative für zu freisinnig hält, c) unter dem Ministerium Mühler befördert worden ist. Alle unsere Artikel würden eine wohlthuende Bildung und echt christlichen conservativen Geist athmen, wodurch wir der Mühe überhoben wären, uns um andere Geister zu kümmern. Wir würden, mit anderen Worten, geistlich sein, um nicht geistreich sein zu brauchen.

In diesem Sinne würde zunächst die Haupterzählung, welche an der Spitze des Blattes erscheint, gehalten sein müssen. Die Helden dürften nur dem rechtgläubigen Feudaladel, dem alten wackern Zunfthandwerkerstand und der Geistlichkeit angehören. Von Liebe würde natürlich nur dann die Rede sein können, wenn die Eltern ihre Zustimmung zur Vermählung gegeben haben. Alle Worte, welche den Geist auf unlautere Dinge hinlenken, wären durchaus zu vermeiden. Es würde also nicht die Rede sein können von „nackter

Wahrheit", man würde Ausdrücke wie „vom Scheitel bis zur Sohle" auf den index verborum prohibitorum setzen, anstatt des anstößigen Wortes „Meerbusen" würde man das gute deutsche Wort „Golf" gebrauchen, man würde nur von einem „gewitterschweren" Himmel sprechen dürfen 2c. 2c.

Die Handlung der Erzählung wäre einfach: Der gottergebene Graf Kuno von Stolzenburg, welcher auf der Universität niemals ein Colleg geschwänzt und im Winter stets Thee, im Sommer saure Milch getrunken, arbeitet im Schlosse seiner Ahnen an einer Biographie des heiligen Chrysostomus. Allabendlich geht er in's Dorf hinab und spendet dort den Krüppeln und Lahmen, sowie Allen, die mühselig und beladen sind, reichliche Almosen. Dabei vergißt er nicht, der kleinen Dorfkirche eine Orgel und schöne Glocken zu kaufen, und wenn die Glocken mit ihrem ehernen Munde den Ruhm des Allmächtigen verkünden, dem bösen Fortschrittsmann, welcher sich gegen die Obrigkeit auflehnt, den Angstschweiß auf die Stirn treiben, dann spielt ein beseligtes Lächeln um den schöngeformten Mund des edlen Grafen, er schlägt die Augen auf zum Sternenzelt und spricht mit herzinniger Befriedigung: „O, welche Wonne ist es doch, meinen andächtigen Geist auf den Schwingen der weihevollen Töne emporgetragen zu fühlen, der Töne derjenigen Glocken, welche ich der Kirche zu schenken die Ehre hatte. Ihr schnöden Mammonsdiener, wüßtet Ihr, wie beseligend eine solche Empfindung das gläubige Herz durchzuckt, Ihr würdet sofort Eurer Kirche eine Glocke schenken. Die besten bekommt man bei XX in Y."

(Der Glockenfabrikant wird unbedingt auf das „traute deutsche Heim" abonniren.)

Graf Kuno ist eine Waise. Er ist vier Wochen nach dem Tode seiner Mutter geboren — das wird gesagt, um das kindliche Gemüth des Lesers nicht zu beunruhigen — und als der Klapperstorch ihn brachte, rief sein trostloser Vater entzückt aus: „Nun habe ich doch auch ein Andenken von meiner geliebten Frau!"

Als Kuno vierzehn Jahre alt war, fiel der alte Graf Stolzenburg auf dem Felde der Ehre. Kuno fand im Hause des würdigen Pfarrers Redlich eine zweite Heimat.

Seine liebste Gespielin war Gottfrieda, des Pfarrers rosiges Töchterlein, eine züchtige Maid mit langen blonden Zöpfen. Als sie confirmirt werden sollte — Kuno hatte inzwischen die Universität bezogen — sprach der Vater zu ihr: „Jetzt, mein liebes Kind, ist der Augenblick gekommen, da Du zu wählen hast, ob Du ein Jüngling oder Mägdelein werden, ob Du Dich als Knabe oder Mädchen willst confirmiren lassen."

Gottfrieda erröthete und sprach mit unschuldsvollem Ton: „Wenn der gute Herr Vater mir die Wahl lassen, so möchte ich ein Knäblein werden, dieweil auch Kuno, wie man mir gesagt hat, ein Knäblein ist."

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte der Vater mit strenger Miene.

„Die treue Hausmagd!" versetzte Gottfrieda. „Martha hat es mir gesagt."

Martha wurde sofort des Dienstes entlassen. Indessen wußte der Vater genug. In den schlichten Wor-

ten seines Kindes war ja das offene Geständniß ihres Wohlwollens für Kuno enthalten. Er sprach mit der Mutter, welche gerade die Wäsche zählte.

O Haushalt, köstliches Gut! Welch' einen erquickenden Anblick bietet der Wäschschrank dar! Da liegt auf blankgescheuerten Brettern in weiser Ordnung aufgestapelt das schneeige Linnen; je zwölf und zwölf Stück mit einem rothen Bande verbunden. Der Blick der sorgenden Gattin hatte soeben ein Hemd erspäht, an welchem ein Knopf schadhaft geworden war, sie legte es bei Seite, um nach dem Dank für das genossene Mittagsmahl einen neuen Knopf anzusetzen. Der Pfarrherr erzählte seiner treuen Hauswirthin die besorgnißerweckende Antwort, welche Gottfrieda ihm gegeben hatte. O, möchten doch alle Gatten in wichtigen Lebensfragen ihre Frauen zu Rathe ziehen! Denn das von Gott angetraute Weib ist des Mannes besserer Theil. Wo freilich durch die sogenannte „Civilehe" das hehre Band, welches sich um die Familie schlingt, gelöst, wo die Ehe zu einem Schachervertrage erniedrigt wird, welcher baar ist aller höhern Weihe — da kann von einem harmonischen Zusammenwirken gleichgestimmter Seelen nicht die Rede sein, da sprießt die Saat des Bösen auf, da müssen zwieträchtige Verbindungen entstehen, wie wir sie bei den Juden und Fortschrittsleuten so häufig wahrnehmen.

Die Frau Pastorin faltete das Hemd zusammen, glättete es mit der arbeitsgewohnten Hand und sprach: „Er hat uns bis hierher geholfen, er wird uns weiter helfen." Und in der That, auf Zureden ihrer Mutter

entschloß sich Gottfrieda dazu, das Geschlecht dieser letztern zu wählen und wurde als Mägdlein confirmirt.

Sie werden nun ungefähr schon merken, worauf ich hinaus will, lieber Freund. Ich will den Sinn für christliche Familie, für alte gute Sitte und Zucht wecken und fördern und überall dem sogenannten Fortschritt entgegentreten. Sie glauben gar nicht, wie viel Leute es giebt, die sich davon verblüffen lassen. Wir werden also gute Geschäfte machen und kommen nebenbei in den Geruch der Heiligkeit, was gar nicht zu verachten ist. Man speculirt heutzutage mit allem Möglichen, der Eine mit Freigeisterei und burschikosem Deutschthum, der Andere mit Pikanterien und Zweideutigkeiten — weshalb sollte man da nicht auch einmal mit Gläubigkeit, Moralität, christlicher Gesinnungstüchtigkeit speculiren können? Und ich versichere Sie, das Letztere ist das Bequemste. Wenn wir auch noch so langweilig und trocken sind, wir werden dennoch auf den Beifall aller Wohlgesinnten rechnen können. Wenn Voltaire orthodox gewesen wäre, hätte er seinen Witz sparen können. Witz, Laune, Munterkeit, Esprit — dergleichen Bagatellen kann der Libertiner allerdings nicht entbehren, wenn er sich den Ruf eines geistreichen Schriftstellers erwerben will; von uns verlangt man aber nichts als Sittlichkeit. Haben Sie jemals von Knak ein Bonmot verlangt oder nur erwartet?

Auf Geist können wir also verzichten; aber ohne alle Liebe wird's nicht gut gehen. Das Liebescapitel ist allerdings mit größter Vorsicht zu behandeln; je langweiliger es ist, desto besser; um so weniger wird der in der sünd-

haften Brust jedes Menschen schlummernde Keim sinnlicher Neigung geweckt werden. Man würde den weitern Verlauf der Geschichte etwa so schildern:

Eines Abends, als Kuno den Armen reichliche Spenden ausgetheilt und Gottfrieda die vom Felde heimkehrenden Schnitter mit einem Labetrunk reinsten Quellwassers erquickt hatte, begegneten sich Beide unter der alten Linde vor dem Pfarrhause. Sie hatten sich lange nicht gesehen. In den Zweigen der Linde schmetterten lustige Vögelein ihre Dankeslieder in die laue Luft und priesen den Schöpfer. Kuno blieb stehen. Gottfrieda auch.

Kuno sprach: „Grüß Gott, Gottfrieda!“

„Habe Dank, Kuno!“ erwiederte die sittige Jungfrau.

„Hörst Du die Vögelein?“ fragte Kuno.

„Stellenweise“, erwiederte das Mädchen und erröthete.

„Nun, so singe ein passendes Liedchen, holde Maid.“

Gottfrieda verneigte sich schamhaft und sang leise und glücklich lächelnd:

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir!“

Sie sang die vierzehn Strophen ohne sonderliche Anstrengung und mit vielem Gefühl. Kuno sang die drei letzten Strophen in Quinten mit. Er behauptete, das sei die zweite Stimme. Darauf sprach Kuno: „Ich wünschte, wir könnten immer zusammen singen.“

„Ich auch.“

„Ich freue mich immer, wenn wir uns sehen.“

„Ich auch.“

„Und ich bin traurig, wenn wir uns verlassen.“

„Ich auch.“

„Nun so wollen wir immer bei einander bleiben.“

„Ja, aber zunächst wollen wir die Einwilligung der lieben Eltern einholen, damit es uns wohlergehe . . .“

„Und wir lange leben auf Erden!“ ergänzte Kuno.

Er reichte ihr den kleinen Finger der linken Hand, sie legte den kleinen Finger der rechten Hand daneben, sie häkelten ein und begannen wiederum ein der Situation angemessenes Lied in Quinten vorzutragen:

„Bewahr uns, Herr, vor Schreck und Noth,
Vor Pestilenz und jähem Tod!“

Da erschien der würdige Pfarrer auf der Schwelle des Pfarrhauses Er hatte die Hände in den Taschen seines weiten Rockes, blätterte in der Bibel und putzte die Brille.

„Ehrwürdiger Herr!“ sprach bescheidentlich der junge Mann. „Ich werde immer bei Gottfrieda bleiben.“

„Güngling, Güngling!“ erwiederte der treue Hirt dem Schafe, „das geht nicht. Du bist ga noch viel zu gung.“

„Ich werde ja älter.“

Dieser schlagenden Antwort vermochte der Pfarrer keinen triftigen Grund entgegenzuhalten. Er erhob seine beiden Hände und legte sie, während er sich die Rührungsthränen von den Wangen wischte, segnend auf die Häupter des glücklichen Paares.

„Und Du wirst meine Tochter glücklich machen, Güngling?“

„Spaß!“ sprach Kuno.

„Und Du wirst dem Güngling eine treue Gattin sein, Gungfrau?"

„Ei wei!" flüsterte Gottfrieda.

Und auf diese Weise machte die sittige Pfarrerstochter eine gute Partie. Kuno stimmte bei den Wahlen immer für den Landrath. Es war ein glückliches und recht amüsantes Paar. —

Nächst der Erzählung werden wir vor Allem den biographischen Theil des Blattes pflegen müssen. In der ersten Nummer werden wir Virchow's Portrait mit einer Skizze bringen. Ich denke, wir schreiben ungefähr wie folgt:

Das „traute deutsche Heim" ehrt jede politische Ueberzeugung. Wir gehören nicht zu jenen Fanatikern, welche gegen jeden Andersdenkenden ihr Anathema schleudern. Und wir können dies nicht besser documentiren, als dadurch, daß wir gleich in dieser, unserer ersten Nummer das Portrait eines Mannes bringen, welcher ziemlich allgemein als ein entschiedener Fortschrittsmann verlästert wird. Wir wollen unsererseits gern zugestehen, daß Virchow in seinen jungen Jahren den breiten Weg des Lasters und Fortschritts gewandelt, wir wissen sogar, daß es eine Zeit gab, da er sich mit dem wissenschaftlichen Nachweise beschäftigte, daß die Engel, falls sie mit menschengleicher Gestalt ausgestattet seien, unmöglich Flügel haben könnten, da die Bildung des menschlichen Rückgrats und der menschlichen Schulterblätter die Befähigung zum Flügeltragen als ein wissenschaftliches Unding erscheinen lasse; indessen das sind vergangene Zeiten. Es ist ja eine alte Erfahrung,

daß gerade die halbverlorenen Seelen, wenn sie den Läuterungsproceß siegreich durchmachen, dem Staat und der Kirche den größten Gewinn bringen. Und wie Paulus Saulus gewesen sein mußte, so mußte auch der Held der Wissenschaft, welchen wir jetzt als triumphirenden Gegner eines gewissen „Affenprofessors" bewundern, in seiner unerfahrenen Jugend der freisinnige Virchow gewesen sein, welcher der Obrigkeit viel Kummer bereitete und von der Fortschrittspartei als Idol angefeiert wurde. Dieser Virchow ist nicht mehr. Zeigten sich früher schon Symptome eines gläubigen Gemüths in dem jungen Menschen, so ist jetzt seine Erweckung als eine vollendete zu betrachten. Die Affentheorie hat er als unchristlich und unsittlich mit dem geweihten Schwerte der Wissenschaft bekämpft und nachgewiesen, daß das Weib aus der Rippe des Mannes gemacht sei.

Denn „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", heißt es im achtzehnten Verse des zweiten Capitels des ersten Buches Mose, und deswegen heißt es auch schon im siebenundzwanzigsten Verse des ersten Capitels desselben Buches Mose „und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein". Wir sind durch zuverlässige Privatinformationen in den Stand gesetzt, zu versichern, daß Virchow jedesmal, bevor er eine Leiche secirt, sich abwendet, eine stille Betrachtung anstellt über die Vergänglichkeit alles Irdischen, und dann mit einem Seufzer und aufgeschlagenen Augen fromme Worte spricht. Seine Schüler verharren mit gesenktem Haupte in ihrer andächtigen Haltung, bis er seine kurze, innige Bitte vollendet hat. Virchow hat auch in der Wissenschaft

Einiges geleistet. Im Uebrigen ist, da seine parlamentarische und communale Thätigkeit den Jugenderinnerungen zur Last gelegt werden muß, über ihn nichts weiter zu sagen, als daß er zu den Unserigen gehört.

Von Wichtigkeit ist auch die Rubrik der „Tagesbegebenheiten". Für die Probenummer würde vielleicht eine objective Darstellung des Mordes bei Pantin anzuempfehlen sein. Wir würren schreiben: Ist es nicht eine wunderbare Fügung des Himmels, daß in demselben Augenblick, da eine angebliche Vertretung des deutschen Volks das Recht der Obrigkeit über Tod und Leben der Unterthanen über den Haufen stoßen will, da man aus übelangebrachter Sentimentalität die wirksamste aller Strafen zu beseitigen versucht, die Vorsehung eine Gräuelthat wie den Mord bei Pantin zuläßt, um das getrübte Rechtsbewußtsein des Volkes zu klären?

Trauppmann verbrachte seine Jugend im Elsaß. In der nächsten Nähe seines elterlichen Hauses wohnte ein liberaler Kreisrichter. Die Erwähnung dieses Umstandes mag geringfügig erscheinen. Wenn man indessen erwägt, daß jugendliche Gemüther den Einflüssen ihrer Umgebung gar leicht zugänglich sind, so verdient auch diese Einzelheit ihre volle Beachtung. Als charakteristischer Zug aus seiner Jugend mag noch hervorgehoben werden, daß er sich von der Gratulation zum Geburtstag seines würdigen Lehrers regelmäßig ausschloß. Seine Lectüre beschränkte sich fast ausschließlich auf die liberalen Blätter, dagegen würdigte er die Tractätchen des evangelischen Brüdervereins kaum eines flüchtigen Blicks. Im Kreise seiner Freunde äußerte er mehrfach: wenn er im Jahre

1848 schon gelebt hätte, so würde er sich jedenfalls an der Revolution betheiligt haben. Mit wahrhafter Begeisterung verkündigte er allerorten, daß der Mensch von den Affen abstamme. Die Keime einer so gearteten „modernen Bildung“ mußten zur verhängnißvollen Frucht heranreifen. Trauppmann beschloß demnach zu morden. Die schrecklichen Einzelheiten seiner That glauben wir als bekannt voraussetzen zu dürfen; mit dem Schrei: „Ich stimme mit Nein!“ drang er auf seine Opfer ein und metzelte sie nieder. Das sind die Folgen des demokratischen Katechismus: Gleiches Recht für Alle! In Trauppmann verkörpert sich die ganze Verruchtheit der modernen sogenannten freisinnigen Gesellschaft. Er ist der blutige Vertreter jener als „Freiheit“ ausposaunten Zügellosigkeit, welche aller Schranken, die Sitte und Gesetz aufgerichtet haben, spottet und in der Befriedigung viehischer Habgier und elender Selbstsucht schwelgt. Dahin haben es unsere sauberen Materialisten glücklich gebracht. Und nun fragen wir, Angesichts des Verbrechens von Pantin, wir fragen, hatte Stahl Recht, als er ausrief: Die Wissenschaft muß umkehren? Wir gestehen, daß wir dem wüsten Unwesen, welches man jetzt als Fortschritt der Wissenschaft zu bezeichnen beliebt und welches, wie wir nachgewiesen haben, den Raubmord zur letzten Consequenz hat — wir gestehen, daß wir diesem Fortschritt allerdings nicht huldigen und daß wir die liberalen Scheltworte: „Dunkelmänner“, „Rückschrittsmänner“, „verkappte und offene Reactionaire“ als Ehrentitel für uns in Anspruch nehmen.

So ungefähr würde der Artikel gehalten sein. Ich

weiß wohl, daß das Alles dummes Zeug ist, aber das schadet nichts: semper aliquid haeret. Wenn wir consequent damit fortfahren, alle Laster und Verbrechen als naturgemäße Producte des modernen Geistes, alle Edelthaten und hervorragenden Leistungen als Ausfluß einer bibelfesten, strengconservativen Erziehung hinzustellen, schließlich bleibt doch etwas hängen. Die Hauptsache ist, daß wir in der Verdächtigung der Liberalen nicht ermatten; verlassen uns unsere Kräfte, so werden wir bei dem Redacteur des „Bayerschen Vaterland" jedenfalls Unterstützung finden. Auf der einen Seite verdächtigen wir also unsere machtlosen Gegner, auf der andern fördern wir den Sinn für Unterwürfigkeit unter jeden Gewaltigen, für knechtischen Gehorsam und Duckmäuserthum — das Geschäft muß floriren! Denn wer macht bessere Geschäfte

„. . . . als die Heuchler
Vom Platz, die wie Quacksalber auf dem Markt
Mit lästerlicher, frecher Gaukelei
Straflos das Volk bethören, und verspotten,
Was jedem Menschen für das Höchste gilt?
Nichtswürd'ge, die aus Geiz und Eigennutz
Die Frömmigkeit zum Handwerk und zur Waare
Erniedern, und mit Seufzern und Geberden
Aemter und Würden kaufen; jene Rotte,
Die auf dem Weg zum Himmel ird'schem Gut
Wetteifernd nachrennt: die zugleich devot
Und gierig supplicirt; die ihre Laster
Mit ihrer Frömmigkeit zusammenflicht
Und hämisch, treulos, hinterlistig, falsch,
So oft es gilt dem Feind zu schaden, frech
Mit Glaubenseifer ihre Bosheit deckt —
Um so gefährlicher in ihrem Haß,
Als sie mit Waffen ficht, die wir verehren . . ."

Diese schönen Verse hatte ich gerade abgeschrieben — ich wollte sie eigentlich als die meinigen ausgeben, um dadurch die Leichtfertigkeit, meine eigensten Verse als die Dichtung eines Andern bezeichnet zu haben, wieder gut zu machen, aber ich thu's lieber nicht und gebe die Quelle an: „Tartüffe" in der Uebersetzung von Wolf Baudissin — als mir ein literarisch bewanderter Freund mittheilt, daß ein solches Unternehmen, ganz genau, wie ich es beabsichtigt hatte, bereits in Deutschland existirt. Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, das über mir waltet: alle meine guten Ideen hat irgend ein Anderer schon einmal vor mir gehabt, und wenn Thränen meinen Augen entstürzen, oder Frühlingsschauer mein Herz durchzucken, so kann ich darauf wetten, daß das auch schon einem Andern vor mir passirt ist. Ja, wenn der Mensch Unglück haben soll!

Aber ich habe einen Leidensgenossen, und Sie wissen, daß solamen miseris socios habuisse malorum. Ich spreche von Silberstein, wie Sie sofort errathen haben werden, das heißt, von August Silberstein, von Professor Dr. August Silberstein in Wien, Ritter des Falkenordens 2c. Silberstein hat einen Namensvetter, der auch Schriftsteller ist. Beide sind Landsleute, Beide Doctores philos. Der Ritter des Falkenordens heißt August, der Andere heißt Adolf. Die Gleichheit besteht also nicht nur im Stande, nicht nur im Namen, im Doctortitel und Vaterland, sondern auch in den Wäschezeichen A. S. Es ist die reine Komödie der Irrungen. Nicht nur daß August, dem Ritter des Falkenordens, bisweilen Complimente über Artikel gemacht werden, die Adolf

geschrieben hat, in jüngster Zeit wurden ihm auch theilnahmvolle Schreiben zugesandt, die für Adolf bestimmt waren. Das war auf die Dauer nicht zum Aushalten;

„Die zwei Antipholus, so täuschend gleich,
Und die zwei Dromio, Eins dem Ansehn nach —
Und mich hielt man für ihn, wie ihn für mich;
Daraus entstanden diese Irrungen."

August, der Ritter des Falkenordens, sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt zu erklären: daß alle seine Dichtungen in Versen wie in Prosa stets mit seinem vollen Namen und dem Insiegel seiner Ritterschaft geziert seien, daß er sich ferner niemals mit Kleinigkeiten abgegeben und niemals Theaterkritiken geschrieben habe. Dergleichen überläßt er natürlich subalternen Geistern, einem Lessing, Börne und dergleichen Leuten. Adolf umkreist auf den Schwingen seines weißen Falken die höchsten Höhen des Parnaß; ach nein, das ist August! Adolf hat ja keinen Orden und schreibt Kritiken. Nun fange ich auch an die Beiden zu verwechseln. Ich sehe ein, es wird August, dem Ritter des Falkenordens, nichts Anderes übrig bleiben, als Johann Hoff's Wege zu betreten, und wie dieser erklärte, daß die „rothen Schilder" die Waare des homonymen Concurrenten deckten, zu publiciren, daß er künftig alle seine Dichtungen in Versen und in Prosa „August Silberstein mit dem weißen Falken" unterzeichnen würde. Abgesehen von allem Andern, macht ein solcher Zusatz sich gut und ist vielleicht auch wirksam, denn „wo Vögel sind, da fliegen Vögel hin!"

Mit bestem Gruß harmlosest ergeben

der Ihrige.

IV.

Stehende Redensarten. — Die Kunst in zehn Minuten ein perfecter Kritiker zu werden. — Leipziger Theatercandidaten.

Aus Deutschland im Juni 1870.

Mein lieber Freund!

Es würde gewiß der Mühe verlohnen, als Seitenstück zu den „Geflügelten Worten“ auch einmal die „Stehenden Redensarten“ zusammenzustellen, welche, wie die Motive in den Wagner'schen Opern zur Charakteristik bestimmter Personen oder Situationen, in der Umgangssprache bei gewissen Anlässen regelmäßig wiederkehren. Es giebt deren bekanntlich zwei Arten: dauernde und vergängliche. Die letzteren sind bei Weitem die zahlreicheren. Sie haben gewöhnlich keinen Sinn und werden deshalb mit Vorliebe von den Possen in die Umgangssprache, oder umgekehrt von der Umgangssprache in die Possen übernommen. Dazu gehören u. A. der Ausruf ironischer Verwunderung und gelinden Zweifels einem Aufschneider gegenüber: „Na, so blau!“, der Ausdruck weltverachtenden Gleichmuths: „Wat ick mir davor koofe!“, die Bezeichnung freudig erregter Zustimmung zur Strafe einer Missethat: „Hat ihm schon“

dert, in wohlgesetzter Rede vortrug — ich habe mi vergeblich nach ihr und ihresgleichen umgesehen.

„Geheimraths in der Beletage haben heute schon wieder eine gespickte Hammelkeule bestellt, zehn Pfund. — Die dritte in diesem Monat! Wo die Leute das Geld alle herkriegen? Das nimmt kein gutes Ende, denn wo soll's herkommen bei den theuren Fleischpreisen?"

Und das dauerte jeden Morgen etwa eine Viertelstunde. Wenn mich meine „Madame" verließ, wußte ich aber auch Alles, was mich interessirte.

Ach, das traute Blümchen „Berliner Klatsch" ist unter dem Hufschlag der Droschkenpferde erster Classe elendiglich zerstampft! Die Theilnahme an dem privaten Leben hat aufgehört, Alles drängt ungestüm an die Oeffentlichkeit. Es ist abscheulich.

Für mich, der ich an die harmlosen Verhältnisse meiner Kleinstadt gewöhnt bin, hat diese Oeffentlichkeit etwas unaussprechlich Abstoßendes. Ich habe nie begreifen können, welchen Reiz es haben kann, sich am Begräbnißtage den Leidtragenden vorstellen zu lassen und dem Sarge im ersten Wagen zu folgen, damit am andern Tage in allen Blättern zu lesen steht: „Dem berühmten XX mit seiner berühmten Gattin, welche dem Verstorbenen so nahe standen, war der Ehrenplatz unter den leidtragenden Freunden eingeräumt"; überhaupt ist für mich der Reiz der Berühmtheit unfaßlich. Welchen Gewinn habe ich davon, ob ich von ein paar tausend einfältigen Individuen mehr oder weniger gekannt werde? Welche Beruhigung gewährt es mir, wenn mein Name allwöchentlich in so und so viel Blättern genannt wird?

Und doch möchte ich an dem großen Bildungsinstitute, welches man Presse nennt, mich irgendwie betheiligen, und schon seit langer Zeit trage ich mich mit dem Gedanken, Journalist zu werden. Ein kühner Entschluß; indessen versichern mich Eingeweihte, daß unter Umständen auch nichts weiter dazu gehöre, als eben der Entschluß. Und daran soll es bei mir nicht fehlen. Selbstverständlich werde ich mich nicht darauf einlassen etwas Ordentliches zu lernen, mich in das Studium der Fragen, über die ich zu schreiben gedenke, zu vertiefen, mir die Fähigkeit einer angenehmen, charakteristischen und klaren Darstellung anzueignen — das überlasse ich den Thoren, welche es mit ihrem Berufe ernst nehmen. Ich habe mir die Sache vereinfacht Ich habe einem guten Freund, der in einem weniger angesehenen als vielgelesenen Blatte die Theaterkritiken schreibt, meine stille Neigung zum Journalismus anvertraut, und er hat mir redlich geholfen.

Ich schrieb ihm: „Mein lieber, alter Junge. Woher kommt es, daß Du jetzt auf einmal in der Presse das große Wort führst? Wir haben die Jugend und einen Theil des Jünglingsalters zusammen verbracht, und Du warst bis zu Deinem zwanzigsten Jahre notorisch der größte Esel, der mir über den Weg gelaufen ist. Da ich nicht annehmen kann, daß Du in den letzten acht Jahren, während welcher ich Dich nicht gesehen habe, ein völlig Anderer, also ein Mensch geworden seist, vielmehr hoffe, daß Du Dir einen guten Theil Deiner berechtigten Eigenthümlichkeit bewahrt hast, so möchte ich gern erfahren, wie Du es angefangen hast, um Dich als Journalist

möglich zu machen. Ich gehe nämlich auch mit der Absicht um, meinen Beruf zu verfehlen. Also schreib mir, wie Du Journalist geworden bist. Herzliche Grüße!"

Darauf erhielt ich folgende Antwort: „Theuerster! Ich bin ganz der Alte geblieben. Ich bin übrigens nicht Journalist, sondern Kritiker. Ich habe selbst noch nichts geschrieben, ich schreibe blos über Das, was geschrieben wird. Das bekommt man sehr bald los. Zuerst sagten die Leute, ich schriebe lauter Blödsinn; später gewöhnten sie sich daran und lasen es nicht mehr. Ich habe zwei Bücher, in denen meine ganze Weisheit enthalten ist. In dem einen stehen Citate und Redensarten, die man für die Kritik braucht; namentlich Prädicate im lobenden, halb anerkennenden, halb tadelnden und durchaus verwerfenden Sinn. Das andere ist mein kritisches Receptbuch. Es enthält sieben Recepte, danach kann ich alle erforderlichen Kritiken auf Bestellung in einer Viertelstunde herstellen. Die Recepte sind A. Musik. B. Bildende Kunst. C. Erfolg im höhern Schau- und Lustspiel. D. succès d'estime. E. Uebersetzungen aus dem Französischen. F. Possen (a gute, b schlechte). G. Fiasco. — Ich brauche blos die Namen der Autoren, Componisten, Maler, Bildhauer, Sänger und Schauspieler einzufügen und einige wenige Zusätze zu machen, dann ist das Ding fertig. Ich lege Dir die Recepte bei. Wenn Du willst, kannst Du morgen Kritiker werden wie Dein treuer

Sebastian."

Ich habe die Recepte mit großer Aufmerksamkeit durchstudirt und bin in der That manchem alten Bekannten begegnet. Die Recepte A und B haben für mich

keine Bedeutung, da ich über Musik und Bilder nicht schreiben will. Was also von der „Reinheit der Stimmgebung", der „Tadellosigkeit der Intonation", dem „Wohllaut des in allen Registern gleich geschulten Organs", der „Elasticität der Stimmbänder", der „kühnen Gegenbewegung", dem „dominirenden Blech", und anderm Blech; was von dem „gesättigten Colorit", der „Stimmung", der „perspectivischen Sicherheit", der „Reinheit der Conturen", der „Fülle der Gewandung", dem „warmen Fleischton", der „kecken Verkürzung", dem „seelenvollen Ausdruck" und dergleichen gesagt wird, hat wenig Interesse für mich. Dagegen ist mir das Recept C wirklich werthvoll, und ich theile es hier mit. Die Behauptung, daß mein kritischer Freund es mit den Fremdworten nicht allzu genau nehme, wird somit als eine böswillige Verleumdung entlarvt werden.

Recept C.

Erfolg im höhern Drama, Schau- und Lustspiel.

„Wir dürfen den gestrigen Abend zu den schönsten Tagen unseres Lebens rechnen. Nur Unverstand kann unserer Regeneration nachsagen, daß sie arm sei an prodigirenden Talenten. Gottlob, es ist kein Mangel daran. Haben wir nicht . . ., dessen köstliche . . . aller Herzen erfreut, hat uns nicht jüngst noch . . . durch die Gaben seiner schelmischen Muße entzückt? Und heute haben wir wieder einen Erfolg zu regressiren; das . . . spiel des genialen . . . kann in der That als ein durchaus successionsreiches bezeichnet werden. Da ist keine Affecthascherei, keine falsche Pathologie, kein Unwesen mit ellenlangen Dryaden, kein ängstliches Anklammern

an die althergebrachte Traduction! Nein, der Verfasser hat sich von dem hergebrachten Zopf völlig identificirt, er kennt keine Regeln des Aristophanes, und wenn er den Knoten nicht lösen kann, so haut er ihn durch wie Alexander den georgischen. Schon in dem Rapidismus, mit welchem sich die Exposition entwickelt, zeigt sich die kunstgeübte Hand des begabten Dichters. Die Steigerung ist in glücklichster Weise durchgeführt. Die drakische Schuld schwebt wie das Schwert des Themistokles über dem Haupte des Unglücklichen. Er leidet Tartarusqualen, der Bejammernswerthe, aber weshalb mußte ihn auch das Danaidengeschenk eines falschen Weiberherzens rühren? Nun muß er den Schierlingsbecher des Sophokles leeren. Das ist das wahrhaft modern gefühlte Verhängniß, welches an die Stelle des heidnischen Factums getreten ist. Auch das Charakteristikon ist dem Autor meisterlich gelungen. Die einzelnen handelnden Personen sind scharf, decimirt und concav gezeichnet, einige sind mit überraschender Frappanz dem Realismus entnommen. Der Monolog ist fließend, oft mit sprühenden Potenzen ausgestattet, häufig komisch aber sich nie zur niedrigen Arabeske versteigend.

„Was die Darstellung anbelangt, so kann dieselbe als eine vorzügliche bezeichnet werden. Es hieße Kohlen nach Athen tragen, wollten wir die feine Tournüre unseres . . ., der sich wieder als denkender Künstler bewährte, besonders hervorheben. Ihm stand unsere ausgezeichnete . . ., deren groteske Garderobe mit Recht allseitige Bewunderung erregte, würdig zur Seite. Herr . . . spielte recht wacker; Frau . . . darf die . . . zu ihren

-glücklichsten Leistungen zählen; Fräulein ... war ein Bauermädchen comme il en faut, Herr ... unser Komiker par excédance übte auf die Lachmuskeln eine unwiderstehliche Wirkung aus; die Scene, in welcher er zu viel alkaloide Getränke zu sich nimmt und dadurch abschreckend wirkt, wie ein trunkener Zelot, war geradezu zwergfellerschütternd. Fräulein ... brachte ihren kleinen Part zur vollen Geltung, während uns Fräulein ... etwas indisputirt zu sein schien; ihre sonst so sennore Stimme hatte unter dem kalten Temperamente der letzten Tage etwas gelitten; es waren die Spuren einer glücklich überstandenen Katarrhsis unzweifelhaft zu erkennen. Die Herren ..., ..., ... sowie die Damen ..., ..., ... trugen durch ihr durchdachtes Spiel wesentlich zum Gelingen des Ganzen bei. So haben wir also einen schönen Abend verbracht. Möge der talentvolle Verfasser .. u. s. w.; möge er ...!"

Aus dem Recept D. (succès d'estime) habe ich mir folgende Sätze notirt: „Das Werk des Herrn ...... athmet eine wohlthuende Bildung. Läßt auch die Ausführung im Einzelnen zu wünschen übrig, so läßt sich doch die redliche Absicht des Verfassers, das Gute gewollt zu haben, nicht verkennen. Und in magnis sat est voluisse. Der Verfasser ist jedenfalls ein strebsamer Mann, und wenn die Zeit die nicht wenig versprechenden Keime zur Blüthe zeitigt, so dürfen wir noch manche nicht unschmackhafte Frucht erwarten." (Ist der Autor alt, so ist der letzte Passus also zu fassen: ... „jedenfalls ein strebsamer Mann, das hat er durch seine nicht unrühmliche Beharrlichkeit auf dem nicht undor-

nigen Pfade, den er eingeschlagen hat, bewiesen. Ist auch der Himmel trübe, und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne steht am Himmelszelt. Kommt sie vollends zum Durchbruch, so wird ihr Strahl auf eine Schöpfung fallen, welche nicht unbedeutend genannt werden dürfte.") Als Anmerkung ist hinzugefügt: „Beim succès d'estime ist soviel wie möglich die Affirmation durch Negation zu mildern. Also: anstatt „gut" sagt man „nicht schlecht", statt „bedeutend" „nicht unbedeutend", „erheblich" „nicht unerheblich", „fehlerhaft" „nicht fehlerfrei" ꝛc.

Recept E. (französische Stücke) beginnt mit einem jubelnden „Gottlob!" und zeichnet sich überhaupt durch schwungvollen Stil aus. „Gottlob, daß uns für die Literatur des zweiten Empires, welche die Fäulniß einer in der Auflösung begriffenen Gesellschaft ausströmt, das Verständniß völlig abgeht. Die Miasmen der moralischen Versumpfung, diese infamen Mischungen aus Patchouli und Kloake widerstehen unseren Geruchsnerven. Wir können der durch sentimentale Lüge schlecht verhüllten lüderlichen Verbuhltheit beim besten Willen keinen Geschmack abgewinnen, können an diesen traurigen Helden und Heldinnen kein Interesse nehmen. In Deutschland ist bekanntlich noch nie ein Ehebruch vorgekommen; wir besitzen das Privilegium der in der Wolle gefärbten Moralität. Geradezu frevelhaft ist die Behauptung, die man hier und da aussprechen hört: bei uns seien die Dinge ungefähr ebenso wie auf der andern Seite des Rheins; der Unterschied zwischen hüben und drüben bestehe hauptsächlich darin, daß man in Frankreich an den öffentlichen Pranger stelle, was man

bei uns als Alcovengeheimniß zu vertuschen suche, daß man sich dort die Consequenzen klar mache und bei uns die Prämisse ignorire. Nein, nein; wir haben keine Demimonde, haben keine Loretten, keine Cameliendamen. Und Pflicht jedes deutschen Schriftstellers ist es, der Invasion dieser saubern Gesellschaft in das Land des Teut einen ehernen Widerstand entgegenzustellen. Deshalb &c."

In dem Recept F. (Possen) ist mir die Anmerkung aufgefallen: die Worte „höherer Blödsinn", „Schellenkappe und Pritsche", „burleske Muse", „Narrenfreiheit", „Jux", „kolossaler Unsinn, aber man lacht", dürfen nicht fehlen: sonst ist die Kritik nicht perfect."

Aus dem Recept G. (Fiasco) theile ich folgende Sätze mit: „Es ist geradezu unbegreiflich, wie man einem anständigen Publicum so etwas bieten kann. Das Stück ist nicht ausgepfiffen, dazu bietet es gar keine Veranlassung, es ist ausgelacht, resp. ausgegähnt." (Oder: „Das Stück ist nicht ausgelacht, dazu bietet es gar keine Veranlassung, es ist ausgepfiffen.") „Die erbärmlichsten Platitüden verbinden sich mit sinnloser Effecthascherei zu einem höchst ungenießbaren Ganzen. Uebrigens war auch die Darstellung miserabel und darf sich rühmen, zur schnellen Bestattung des todtgeborenen Kindes das Ihrige beigetragen zu haben." (Oder: „Trotz der vorzüglichen Darstellung war es nicht möglich, das lecke Fahrzeug über Wasser zu halten.")

Nun kann ich also Kritiker werden; das Rüstzeug hat mir mein uneigennütziger Freund aus seinem Arsenal gestellt. Ich glaube, daß auf diese Art ein recht nützliches Mitglied der Gesellschaft aus mir werden

wird. Denn von dem reellen Nutzen der Kritik bin ich immer tief durchdrungen gewesen, da ich stets angenommen habe, daß der Kritiker über das Werk, welches er bespricht, viel mehr nachgedacht hat, als der Verfasser.

Haben Sie nicht Lust, lieber Freund, sich um die Dirextion des leipziger Stadttheaters zu bewerben? Ich bin jetzt eifrig damit beschäftigt, mein Gesuch einzureichen. Meine weiße Cravatte ist schon gebügelt, und „wo Alles liebt, kann Karl allein nicht hassen.“ Die Zahl der Bewerber ist in der That schon eine recht ansehnliche; sie übersteigt die Zahl der Städte, welche sich um die Geburt Homers stritten, erheblich und erreicht beinahe die Summe der Gastspiele des Fräulein Clara Ziegler. Die Stadträthe geben ihren Dienstboten die strenge Weisung, Niemand vorzulassen, der nicht ganz bewerbungsunverdächtig aussieht; für glattrasirte Gesichter sind sie während der nächsten Wochen überhaupt nicht zu sprechen. Haben sie doch alle Mühe, die bloßen Namen aller Directionscanditaten zu behalten. Nachdenklich gehen sie im Zimmer auf und ab, um ihrem Gedächtniß die lange Liste einzuprägen, die ein wohlmeinender College als versus memorabiles, anknüpfend an „Smyrna, Rhodos, Kolophon ꝛc.“ in wundervolle Hexameter gebracht hat:

„Gottschall und Woltersdorff, Seydel, Behr, Sontag, Putlitz und Berndal,
Förster, Lebrun und L'Arronge, Haase, Bodenstedt, Schmidt, Fischer-Achten.“

Die Fortsetzung habe ich vergessen. Aber die Liste ist noch lange nicht erschöpft. Da ich annehme, daß die

Bewerber ihre Candidatur in langen Denkschriften befürworten und nachweisen werden, daß sie diejenigen, welche sind, habe ich mir vorgenommen, mein Gesuch ganz kurz zu fassen. Ich will durch den Gegensatz wirken.

Ich werde also schreiben:

„Meine geehrten Herren!

„Ich bin geimpft und glaube mich deshalb zur „Leitung Ihres Stadttheaters zu qualificiren. Ich „ersuche Sie demnach, Ihre Stimmen auf meine „Candidatur zu vereinigen. Denn: „seid einig, einig, „einig!“ sagt der große leipziger Mitbürger Goethe „in seinem „Liede an die Freude“, welches er bekannt„lich in Gohlis dichtete.

„Hochachtungsvoll und ergebenst.“

Mit wenigen Worten viel sagen, das ist mein Grundsatz. Ordnungsliebe, classische Bildung, genaue Kenntniß der localen Verhältnisse — in den obigen anspruchslosen Zeilen ist alles das enthalten. Ich glaube deshalb, daß meine Chancen gar nicht schlecht stehen. Sollte ich Director werden, so werde ich gleich durch die erste Vorstellung documentiren, daß ich der widerwärtig modernen Geschmacksrichtung Laubes entschieden Front mache. Am ersten Abend werde ich „König Oedipus“ von Sophokles, am zweiten „Ibrahim Bassa“ von Daniel Caspar von Lohenstein und am dritten — denn auch die Gegenwart hat ihre Rechte — (Oper) „Euridice“ von Peri geben, die im Jahre 1601 unter großem Beifall in Bologna aufgeführt wurde und seitdem leider ganz vergessen ist. Auf diese Weise hoffe ich ein recht amusantes Repertoir herzustellen und den

schon mit großem Glück von einem leipziger Blatte geführten Beweis zu liefern, daß nicht der abgebröckelte Putz, auch nicht die tausend kleinen Mißhelligkeiten zwischen Laube und dem Publicum den Wechsel in der Theaterleitung herbeigeführt haben, sondern einzig und allein Laubes realistisch-moderne Geschmacksrichtung. Wien muß doch ein entsetzliches Nest sein.

Ganz und gar

Ihr

Kleinstädter.

V.

Vor dem Kriege. — Eine Rede Olliviers. — Erbprinz Leopold von Hohenzollern und Berndal. — Versittlichung der Kritik.

Aus Deutschland im Juli 1870.

Lieber Freund.

Gottlob! Es geht los. Ich hole meine verrostete Muskete wieder hervor, putze das Schloß, treibe in meinen Mußestunden schwedische Heilgymnastik, lese Körner's „Leyer und Schwert" (in der billigen Ausgabe) und verfüge wieder über das Schicksal Europa's, ganz wie ehedem.

Ich freue mich immer auf den Sommer. Der Winter bringt nichts als langweilige Parlamentsdebatten, die kein Mensch liest, Gesetze, die noch nicht einmal gehörig durchinterpretirt worden sind, diplomatische Actenstücke, die kaum eines Leitartikels verlohnen, Parteiprogramme, im Gedanken nichtig und erbarmenswerth im Stil, Scandalprocesse und sonstige Bagatellen. Im Sommer aber giebt's europäische Verwickelungen, Berufstage und Badereisen. Das schaut ganz anders aus. Da nahen sich wieder die schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt: die alten, liebgewordenen Citate, z. B quidquid delirant reges, plectuntur

Achivi, d. h. „wenn Napoleon, Ollivier und Consorten à la baisse speculiren, müssen sich die Völker todt schießen lassen“; „inter arma silent leges“, „um uns unbequeme Menschen, wie Rochefort, und unbequeme Dinge, wie die Freiheit, vom Halse zu schaffen, fangen wir einen hundsföttischen Krieg an“; „si vis pacem para bellum“, „das Volk hat uns verworfen, die Bajonette schützen uns, deshalb mehr Bajonette her, um den schwanken Thron zu stützen“; „principiis obsta“, „in Mexico erlitten wir die erste schmähliche Niederlage; in den Rhein wollen wir unsere Herrlichkeit ersäufen“, „in dulci jubilo“, „Noch sind wir Kaiser par la volonté nationale. Ein schöner Gedanke aber es kommt anders!“ „quos vult perdere Jupiter prius dementat“, „Wen der Himmel für Eidbruch, Verrath und andere Verbrechen strafen will, dem giebt er Ollivier zum Minister“.

Also wirklich Krieg? Krieg der „spanischen Frage“ halber? Ach, Spanien war von jeher das Land meiner Träume. Bei den Worten Castagnette, Mandelaugen, Bolero, Pepita, Mantilla, Keuschheitsrose, Marfori, Verlag von Werner Grosse, Gualdaquivir, Andalusien überkommt mich immer eine ganz eigenthümliche Empfindung; denk' ich an das herrliche Land jenseits der Pyrenäen mit seinen köstlichen Frauen, die nach Abenteuern und Knoblauch duften, so ergeht's mir wie Heine, wenn er bei Lorenz Austern gegessen und Rheinwein getrunken hat — der Gedanke

stimmt mich immer weich
Und löst jedwedes Zerwürfniß
In meiner Brust, entzündet darin
Der Menschenliebe Bedürfniß.

Und deshalb kann ich auch noch gar nicht glauben, daß Spaniens halber ein Krieg geführt werden soll. Allerdings könnte man der Ansicht sein, daß jetzt, nachdem wir beinahe vier Jahre lang einen friedensartigen Zustand gehabt haben, so eine kleine frische, fröhliche Menschenabschlachterei „angezeigt" wäre, wie die Oesterreicher sagen. Ein paar tausend Menschen würden ihr Leben verlieren und die Zeitungen würden beinahe ebensoviel Abonnenten gewinnen, Familien würden zu Grunde gerichtet werden, und diejenigen Minister, welche gleichzeitig Börsenspeculanten sind, würden sich bereichern — kurzum, alle Welt wäre zufriedengestellt. Und Ollivier, dieser Ehrenmann — denn Ollivier ist ein ehrenwerther Mann! — würde eine schöne Rede halten.

„Meine Herren!" würde der sehr ehrenwerthe Herr Großsiegelbewahrer sagen. „Wir sind die Mäßigung und die Festigkeit, wir sind die Nichtintervention und der Krieg, wir sind des Lebens Unverstand und der Genuß mit Wehmuth. (Sehr gut! sehr gut!) Meine Herren! (Bravo!) Die Regierung des Kaisers wird die Ehre Frankreichs mit einer friedlichen Politik, welche den Krieg zur nothwendigen Folge hat, zu vereinbaren wissen. Wir werden nicht dulden, daß Sadowa nach Spanien verlegt werde. (Bewegung.) Denn Sadowa liegt in Böhmen. (Allgemeine Bewegung.) Seien Sie versichert, daß wir uns auch diesmal blamiren werden. (Sehr gut! sehr gut!) Und zwar gründlich! Wenn Sie auf die Resultate unserer auswärtigen Politik unter dem Kaiserreich zurückblicken, so werden Sie über die

Großartigkeit unserer Erfolge staunen. Sie wissen, welche Opfer an Menschenleben und Geld der Krimkrieg uns auferlegt hat — was haben wir erreicht? Wir haben Medaillen schlagen lassen, und Gortschakoff lacht uns aus. (Sehr wahr!) Meine Herren, die Fröhlichkeit ist eine Göttergabe; wir haben Gortschakoff fröhlich gestimmt; ich meine, ein solcher Erfolg darf nicht unterschätzt werden. Wir zogen nach Italien für eine Idee, wir haben glänzende Schlachten geschlagen und auf diese Weise Preußen die Möglichkeit gewährt, sich die vollsten Sympathien Italiens zu erringen. Unsere Uneigennützigkeit verdient Ihre Anerkennung. Die Freundschaften, welche wir noch in Italien besaßen, haben wir durch unsere sinnige römische Politik vollends verscherzt. Wir haben die Occupationstruppen aus Rom abberufen und haben sie wieder hingeschickt, wir haben zugegeben, daß der Kirchenstaat auf die Stufe einer Kirchenstadt herabgesetzt wurde und haben dann mit den Ultramontanen geliebäugelt, wir haben an der Seite Garibaldi's als Waffenbrüder gekämpft und haben ihn später lahm schießen und bei Mentana an seinen Freischärlern die Wunder unserer Chassepots wirken lassen. Meine Herren! Vielseitigkeit ist die Blüthe des Genies. Wir sind die Vielseitigkeit und die Beschränktheit. (Lebhaftes Bravo.) Als Glanzpunkt unserer Politik darf ich die mexikanische Expedition bezeichnen. Sie Alle wissen, daß die mexikanische Regierung dem Banquier Jecker 27 Thaler 15 Silbergroschen 4 Pfennig schuldig war und nicht zahlen wollte. Wir nahmen uns des Banquiers an, ließen eine Flotte aus-

rüsten, schifften Tausende und aber Tausende unserer Landeskinder nach Mexiko ein und ließen sie dort von dem mörderischen Klima und von den Kugeln der Guerillas dahinraffen. Nach namenlosen Verlusten drangen wir endlich in Puebla ein, riefen einen gutmüthigen Prinzen in's Land, den wir — getreu unserm Programme, uns in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen — wider den Willen des Volkes als Kaiser einsetzten, und zogen, als die Noth am höchsten gestiegen war, unsere Hand von ihm. Unser unglücklicher Schützling wurde ergriffen und erschossen, sein armes Weib verlor den Verstand. Unsere officiöse Presse war sehr entrüstet über die Erschießung. Das ist das Resultat der mexikanischen Expedition. Meine Herren, wir sind die Desertion und die Entrüstung! (Bravo!) Indessen mußten wir, Gewehr am Fuß, ruhig zusehen, wie unser Nachbar mit einem Schlage an Macht und Einfluß so gewann, daß wir mit ihm, wie mit unseres Gleichen zu rechten hatten; und das „europäische Schiedsrichteramt", welches wir uns angeeignet hatten, wurde zum Ammenmärchen. Wir hielten uns zurück und Lavalette setzte den diplomatischen Agenten auseinander, daß nunmehr das richtige Gleichgewicht in Europa glücklich hergestellt sei. Meine Herren, wir sind das Gleichgewicht und die Zurückhaltung. (Bravo!) Und nun denken Sie an Luxemburg, das wir für Geld und gute Worte kaufen wollten und doch nicht kauften. Meine Herren, wir sind der Kauf und der Nichtkauf! (Bravo.) Ebenso glänzend werden wir die spanische Frage zu lösen wissen. Wir betheuern bei jeder Gelegenheit, daß

wir uns in die inneren Angelegenheiten des Landes in keiner Weise zu mischen gedenken, daß wir die Staatsform, welche das Volk beschließen wird, anerkennen und, da man sich für die Monarchie entschieden hat, in Betreff der Person des Monarchen die von den Cortes zu vollziehende Wahl unbedingt gut heißen werden. Das ist und bleibt unser Programm, und deshalb machen wir jetzt den thörichten Spectakel, der uns als verächtliche Figur auf die Nachwelt bringen wird. Meine Herren, wir sind der Spectakel und die Verächtlichkeit! (Bravo!) Uebrigens bitte ich Sie zu beachten, mit welcher Feinheit wir diese ganze Angelegenheit behandelt haben. Die Diplomatie ist die Discretion und Geheimhaltung als Beruf. Nun, meine Herren, die ganzen Verhandlungen zwischen Prim und den Hohenzollern-Sigmaringen haben wir so geheim gehalten, daß unser Botschafter in Madrid keine Sylbe davon wußte, daß wir selbst keine Ahnung davon hatten. Wenn das nicht diplomatisch ist, dann weiß ich's nicht. (Stürmisches Bravo!) Aus alledem glaube ich zu der Schlußbemerkung berechtigt zu sein, daß wir namenloses Elend anrichten und nichts erreichen werden. Also auf nach dem Rhein, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom General bis zum gemeinen Soldaten! Meine Herren, wir sind die Niedrigkeit und die Gemeinheit! (Langanhaltender Beifall. Die Rechte kniet nieder und erhebt in stummer Verehrung ihre Hände zu dem beredten Justizminister.)

Ja, beredt ist dieser Herr Ollivier, das muß ihm der Neid lassen. Und wenn es auch einem Kurzsichtigen nicht passiren könnte, den jetzigen Leiter der französischen

Politik beim letzten Mondesviertel mit dem Modell zum Apoll von Belvedere zu verwechseln, wenn auch ein Stumpfsinniger nicht auf den Gedanken kommen würde, zwischen den Gesinnungen dieses Braven und denen des principienstarren Cato eine gewisse Uebereinstimmung herauszufinden — durch seine Beredtsamkeit macht er wett, was ihm an sinnverwirrender Schöne und imponirender Charakterfestigkeit versagt ist. Er ist beredt, und ich habe aus seinen Reden viel gelernt. Ich weiß jetzt, daß ein guter Redner Adjective gar nicht gebraucht, sondern immer das Substantivum anwendet. Ollivier sagt nicht: „Wir sind maßvoll und stark", er sagt: „Wir sind die Mäßigung und die Stärke" und deshalb werde ich in guter Gesellschaft von jetzt an immer sagen: „Louise Mühlbach ist der Geschmack, der Bilderreichthum, der Pyramidalstil; ich bin die Harmlosigkeit und die Kleinstadt ꝛc." Es macht sich gut.

Während ich mich ganz in die spanische Frage vertieft hatte und deshalb ohne Weiteres annahm, daß die Gedanken jedes rechtschaffenen Mannes auf den „Thron Karl's V." gerichtet sein müßten, traf ich mit einem leipziger Freunde zusammen, der sich seit Wochen mit nichts Anderem beschäftigt hatte, als mit der leipziger Theaterfrage, mit dem Rücktritt Laube's und dessen Nachfolger. Unglücklicherweise fiel die Canditatur des Erbprinzen Leopold zusammen mit der Ernennung Berndal's zum leipziger Director, und aus dieser Gleichzeitigkeit entwickelte sich ein Qui pro quo, das mir beinahe meinen theuersten norddeutschen Bundesfreund geraubt hätte. Er dachte an Leipzig, ich an

Spanien; in Folge dessen gestaltete sich unsere Unterredung etwa so:

„Es ist ein wahres Glück", begann mein Freund, „daß die Geschichte endlich einen Abschluß gefunden hat. Der Zustand, wie er war, war geradezu unerträglich."

„Das sehe ich wirklich nicht ein", versetzte ich. „Meines Erachtens hätte man es ruhig noch ein paar Jahre mit der Republik probiren können, vielleicht hätte man sich daran gewöhnt."

„Ein paar Jahre? Sie scherzen wol. In ein paar Wochen wäre Alles drunter und drüber gegangen, das Ensemble wäre vernichtet worden, man hätte sich der straffen Zucht entwöhnt, wir hätten die schönste Anarchie bekommen."

„Diese monarchische Begeisterung ist mir bei Ihnen etwas Neues."

„Jeder Körper muß einen Kopf haben und besonders ein so vielgliedriges Ding, wie das unserige. Denken sie an die beständigen Intriguen, Eifersüchteleien, kleinen Machinationen, die allesammt sich geltend zu machen verlangen — wenn da die autokratische Gewalt fehlt, wenn sie die Bestrebungen der Einzelnen nicht auf das allgemein Nützliche hinzulenken weiß, dann bleibt eben das Chaos Herrscher."

„Sie scheinen die „Kreuzzeitung" mit Vorliebe zu lesen, werther Freund. Nach Ihren Principien wäre Ihnen wohl gar die Wiedereinsetzung des frühern Regimes angenehmer, als das republikanische Interimisticum?"

„Ganz gewiß. Nicht nur lieber, als das Interimisticum, sondern überhaupt am liebsten."

„Ich will annehmen, daß Sie scherzen, da ich sonst …“

„Ich scherze nicht, mein Herr.“

„Also die Camarilla, das Cliquenwesen, Marfori, die Bigotterie . . .“

„Sie kennen die Verhältnisse nicht; ich gebe zu, daß die frühere Leitung nicht vollkommen gewesen ist — was ist überhaupt auf der Welt vollkommen? — es ist sogar auch möglich, daß sie den Einflüsterungen gewisser Leute Gehör geschenkt hat, die besser unbeachtet geblieben wären, aber ein so realistisch gesundes Ensemble bekommen wir nicht wieder!“

„Ein schöner Realismus, das! Mit der Keuschheitsrose!“

„Was die Keuschheitsrose mit der ganzen Sache zu schaffen hat, verstehe ich nicht.“

„Und ich verstehe Sie überhaupt nicht, wie Sie sich dazu herbeilassen können, die scandalöseste Wirthschaft in Europa zu vertheidigen, wie Sie es wagen können, über das herrliche Ergebniß einer ruhmvollen Revolution mißachtend zu sprechen.“

„Ich bitte Sie, Ihre Ausdrücke zu mäßigen.“

„Und ich ersuche Sie, sich Gesinnungen anzuschaffen, deren Charakterisirung in einer maßvollen Sprache möglich ist.“

„Mein Herr! . . . Nun, ich kenne Sie, Sie sind ein leidenschaftlicher Mensch und meinen es nicht böse; ich will Ihre Aufregung nachsichtig beurtheilen, weil Sie die Verhältnisse gar nicht kennen.“

„Mein Herr!“

„Gar nicht kennen! Sonst würden Sie nicht einen

ganz gewöhnlichen Scandal eine ruhmvolle Revolution nennen können."

„Ein ganz gewöhnlicher Scandal, mein Herr? Ein ganz gewöhnlicher Scandal? Haha! Also nach Ihrer scharfsinnigen Auffassung ist ein ganz gewöhnlicher Scandal hinreichend, um ein großes Staatsgebäude in seinen Grundvesten zu erschüttern und die Dynastie zu stürzen?"

„Aus jedem Ihrer Worte geht hervor, daß Sie schlecht unterrichtet sind. Das Gebäude gehört nicht dem Staate, sondern der Stadt; es ist auch nicht in seinen Grundvesten erschüttert worden, sondern es handelt sich ganz einfach um ein paar Stückchen abgebröckelten Deckenputzes, und die „Dynastie", wie Sie sagen, ist nicht gestürzt worden, sondern hat, der beständigen Häkeleien überdrüssig, schließlich ihre Entlassung eingereicht, die allerdings einstimmig angenommen worden ist."

„Gestatten Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich an Ihnen vollständig irre werde. Von einer Regierung, die fortgejagt wird, sagen Sie, sie habe ihre Entlassung eingereicht, das Staatsgebäude nennen Sie städtisch und sprechen, um nicht aus dem Bilde zu fallen, von abgebröckeltem Deckenputz — was soll denn alles Das heißen? Darüber werden wir uns nie verständigen, lassen wir also die Vergangenheit ruhen und sprechen wir von der Gegenwart und den Aussichten für die Zukunft."

„Was sagen Sie zu der Neuwahl? sprechen Sie zuerst!"

„Sie ist ja noch nicht vollzogen. Noch fehlt die Zustimmung . . !"

„Aus Berlin?“

„Erstens die, und sodann die Zustimmung der Cortes.“

„Cortes?“ Mein Freund sah mich groß an. Darauf lächelte er so einfältig wie möglich und sprach: „Ach so! Sehr gut! Sie cultiviren jetzt wol den Kalauer?“

„Wieso?“

„Und leiten Cortes von „Koch“ ab?“

„Von Koch?“ wiederholte ich. „Meinen Sie, daß viele Köche den Brei verderben?“

„Dazu genügt unter Umständen schon einer!“

„Sehr gut!“ bestätigte ich. Ich hatte keine Ahnung, was mein Freund mit seinen culinarischen Anspielungen eigentlich bezweckte.

„Nun also, was sagen Sie zu dem Neuen?“

Ich zuckte die Achseln.

„Ganz meiner Meinung!“ fuhr mein Freund fort. „Unter den Bewerbern ist er mir einer der liebsten.“

„Ach ja! Ist er verheirathet?“

„Schon lange! Er hat eine portugiesische Prinzessin zur Frau.“

„Eine portugiesische Prinzessin? Davon hat aber im „Tageblatt“ nichts gestanden.“

„Sehen Sie nur im Gotha'schen Almanach nach.“

„Sie sind heute räthselhafter, als gewöhnlich!“

„Dieselbe Eigenschaft habe ich längst an Ihnen wahrgenommen.“

„Mein Herr, ich verliere allmählich die Geduld!“

„Die meinige ist bereits erschöpft.“

„Ich lasse mich nicht zum Besten haben.“

„Und ich nehme an Leuten, die für Isabella's Wirthschaft schwärmen, nicht das mindeste Interesse.“

„Lästern Sie nicht, mein Herr!“

„Ich habe Sie bis jetzt für einen leidlich vernünftigen Menschen gehalten; es thut mir leid, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe.“

„Bis jetzt habe ich Nachsicht mit Ihnen gehabt. Da Sie aber zur Unkenntniß die Vermessenheit hinzufügen . . .“

„Ich begehre Ihre Nachsicht nicht und verbiete Ihnen, der Sie noch nicht einmal wissen, daß Erbprinz Leopold mit einer Tochter des Königs Don Fernando vermählt ist . . .“

„Das weiß ich so gut wie Sie.“

„Vor fünf Minuten sagten Sie mir, daß im „Tageblatt“, aus dem Sie Ihre ganze Weisheit zu schöpfen scheinen, nichts davon gestanden habe.“

„Sie haben wol nicht aufgepaßt, mein Herr. Vom Erbprinzen Leopold war gar nicht die Rede.“

„Von wem denn?“

„Von wem anders, als von Berndal!“

„Wovon sprechen Sie denn überhaupt?“ fragte ich schüchtern, denn allmählich dämmerte es in mir.

„Nun, von unserm Stadttheater!“

Ich sank an die Brust des treuen Freundes.

„Jetzt begreife ich Alles. Sie sprachen vom Stadttheater, ich sprach von Spanien, Sie vom städtischen Institut, ich von dem Staatsgebäude, Sie von dem Theaterkrawall, ich von der Revolution, Sie von Laube, ich von

Isabella, Sie vom Bürgermeister Koch, ich von den Cortes, Sie von Berndal, ich vom Erbprinzen Leopold ... Und nun wollen wir die beiden Angelegenheiten noch einmal, aber gesondert besprechen, vielleicht werden wir uns dann besser verstehen!“

Und wir sind gute Freunde geblieben!

Ueber den vorigjährigen Journalistentag habe ich Ihnen einen ausführlichen Bericht erstattet; diesmal will ich nur über eine Episode berichten.

Herr Käulen aus Köln stellte den Antrag: „Der Journalistentag wolle beschließen, daß die Theaterkritiker durchaus moralische Menschen sein müssen.“ Und er führte in einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten Rede aus, daß Offenbach ein großes Uebel ist, daß unser jetziges Theater am Rande des sittlichen Abgrundes steht, daß die Kritik dies verschuldet hat ꝛc. Herr Kaulen — ich erwähne nebenbei als selbstverständlich, daß er Redacteur eines Witzblatts ist — machte auf die zartbesaiteten journalistischen Gemüther einen tiefen Eindruck. Ich gestehe, ich war erschüttert. Ja, sagte ich mir, das sind goldene Worte! Die Theaterkritik ist der Urquell alles Uebels. Es ist ein Unsinn, wenn die Dramatiker sagen: „Schafft Euch bessere Sitten an; dann wollen wir Euch auch bessere, sittliche Lustspiele schreiben!“ Die Wahrheit ist, daß die Kritik die dramatischen Dichter producirt. Und wie sehr hat der Mann Recht, wenn er über den Verfall der Bühne klagt! Zwar hat gerade unsere Generation Lustspiele wie die „Journalisten“, „Der geheime Agent“, „Böse Zungen“ ꝛc. producirt, die ich bisher für das Beste hielt, was seit „Minna von

Barnhelm" im deutschen höhern Lustspiel geschrieben worden ist; aber das sind Kleinigkeiten. Entrüsten wir uns sittlich, das ist unter allen Umständen effectvoll. Wir Alle fühlen uns ja so reinlich und zweifelsohne, daß wir ohne Bedenken auf den fidel-unmoralischen Spötter Offenbach die ersten Steine schleudern können. Offenbach ist kein Kind seiner Zeit, sondern die Gegenwart mit ihrem frivolen Witz und ihrer unmoralischen Burleske ist ein Kind Offenbach's. Und Offenbach ist wiederum, wie ich vorher nachgewiesen habe, ein Kind der Kritik. Der Journalistentag hat also den Beruf, sittliche Kritiker zu produciren. Eine sittliche Kritik wird sittliche Dichter hervorrufen, sittliche Dichter werden ein sittliches Publicum erzeugen. So habe ich den Antrag Kaulen's aufgefaßt, und ich bedaure lebhaft, daß der Journalistentag denselben nicht angenommen hat. In unsere Hand, in die Hand der in Frankfurt versammelten Journalisten war es gegeben, den Geschmack der Gegenwart umzuprägen, die Reinheit in den Sitten wieder herzustellen, die Welt zu reformiren; wir brauchten blos den Kaulenschen Antrag anzunehmen. Und wir haben es nicht gethan, wir Kurzsichtigen. Man würde uns ein Denkmal gesetzt haben, zu dem ich das Project schon entworfen habe: Ganz oben Kaulen im moralischen Sternenkranze, getragen von seinen Kindern, den moralischen Kritikern, die wiederum auf dem Rücken ihrer Kinder, der moralischen Dichter, stehen, welche ihrerseits von ihren Kindern, dem moralischen Publicum, getragen werden; unter dieser moralischen Pyramide krümmt sich der zertrampelte Offenbach in den letzten

Zügen. Der Antrag ist aber verworfen worden und wir bekommen nun kein Monument.

Verworfen, wie unsere Gemüther; verworfen, obwol mein lieber Freund Heinrich Bürgers von der „Rheinischen Zeitung" die Moralisicirung der Kritik mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit vertheidigte.

Als ich ihn vor mir sah und seinen begeisternden schwungvollen Worten lauschte, erinnerte er mich unwillkürlich an den Satyr, den Victor Hugo in einem seiner schönsten Gedichte schildert: „als er so sprach, ward er riesengroß, größer als Polyphem, größer als Typhon, größer als Titan, größer als Athos; der unermeßliche Raum ging in seine Gestalt hinein. Auf seiner Stirn erbleichte ein seltsamer Ost, sein Haar ward ein Wald, Blitze mit dumpfem Schall umzuckten sein Haupt, Wälder und Felder erzitterten auf ihm!" Und dennoch, dennoch ging der Journalistentag über den moralischen Antrag zur frivolen Tagesordnung über. Heinrich, graut's Dir vor ihm?

Herzlichen Gruß

Ihr Kleinstädter.

VI.

Des Spaßes halber ernsthaft. — Beim Beginn des Krieges.

Aus Deutschland im August 1870.

Mein lieber Freund.

Sprechen wir heute einmal ernsthaft. Zum Scherzen ist diese große Zeit nicht angethan. Zwischen dem Datum meines letzten Briefes und dem heutigen Tage liegt ein weltgeschichtlicher Abschnitt — nicht mehr, aber auch nicht minder. Unser Ideal ist zur Wahrheit geworden. Die deutsche Einheit ist da, herrlich, gewaltig und fürchterlich. Vielleicht etwas anders, als man sie sich auf Schützen- und Sängerfesten vorgestellt hat; sie singt keine sinnigen Weisen, bringt keine Hochs aus, schießt auch nicht nach der friedlichen Scheibe; sie ist nicht die gemüthliche Mutter mit blauem Auge, die ihre Kinder auf dem Schooße tanzen läßt. Sie steht da auf Feindesland, das gezückte Schwert in der markigen Faust als fürchterliches Richtbeil über das Haupt des Lugs und des Trugs schwingend, eine Rächerin der geknechteten Sittlichkeit, als Nemesis der Geschichte.

Und wie ist alles Das gekommen? Wie hat sich in zwei Tagen erfüllen können, was die heißesten Gebete, das redlichste Streben, der thatkräftigste Sinn eines langen Jahrtausends nicht zu Wege brachten? Es ist gekommen über Nacht durch den heiligsten, großartigsten und heilsamsten Krieg, der je geführt worden ist. Ein Frevler hat uns das Schwert in die Hand gedrückt, und wie durch einen Zauberschlag sind wir, in demselben Augenblick, da wir die starre Schwere des kalten Eisens spürten, durch die Berührung erstarkt und Eins geworden. Ich spöttle jetzt nicht mehr über Wunderglauben.

Wissen Sie, lieber Freund, daß die Vergangenheit, welche in der Mitte des verflossenen Monats ihren Abschluß gefunden hat, wol dazu angethan war, uns der größten Zuversicht des menschlichen Geistes, des Vertrauens zu der Gerechtigkeit der Geschichte zu berauben? Ich muß Ihnen gestehen, daß es mich oft mit einem geheimen Grauen erfüllte, wenn ich auf Frankreich blickte. Ich glaubte nicht mehr an das Wort des Dichters: „Alle Schuld rächt sich auf Erden", ich glaubte nur noch an den widerwärtigsten und brutalsten aller Glaubenssätze: „Es ist gut, weil es ist." Und zu dieser pessimistischen Weltanschauung hatte mich, der ich von Hause aus wahrhaftig kein Talent zum Pessimisten habe, immer und immer wieder die eine entsetzliche That gedrängt, die man recht euphemistisch den „Staatsstreich" genannt hat.

Dieser „Staatsstreich" machte mich irre an Gott und der Welt. So lange Derjenige, der ihn verübt hatte, sich als glorreicher Herrscher auf dem Throne breit

machte, mußte ich mir sagen: Die Geschichte ist nichts als die Dirne des Erfolgs, Klio lächelt über Kleinigkeiten wie Moral, Recht und Wahrheit; der Erfolg, der Erfolg allein, gleichviel womit er errungen ist, ist für sie bestimmend. Die Dauer genügt, um das Verwerfliche ehrenhaft, die Niedertracht rühmlich, den Schuft zum großen Mann zu machen. Das waren die Lehren, welche ich aus der Macht und dem Ansehen der auf das Verbrechen des zweiten Decembers begründeten Herrschaft ziehen mußte.

Diese Herrschaft wird jetzt über den Haufen geworfen, ihr Begründer ist nicht mehr der fürchterliche Cäsar, sondern der das Mitleid Europa's erbettelnde Ritter von der traurigen Gestalt, sein Kaiserplunder wird zerzupft, die Sühne vollzieht sich, die Gerechtigkeit richtet sich wieder auf, Gottlob!

Was ist in den letzten Tagen nicht Alles veraltet! Wie hat sich so Manches, was die Welt für fest und gut hielt, in eitel Dunst und elenden Qualm verflüchtigt!

Der Mann, der die Geschicke Europa's eine Zeit lang thatsächlich gelenkt hat, ist zu einer herzlich schlechten komischen Figur geworden, „la grande nation", die vor gar nicht langer Zeit im Rathe der europäischen Staaten eine „prépondérance légitime" in Anspruch nahm, jammert unter den furchtbaren Streichen, die sie empfängt, heult wie ein unartiges Kind, das Prügel bekommen hat, und streckt um Hülfe flehend nach Dänemark, Holland und Scandinavien die Hände aus: „Ich will's auch nicht wieder thun, ich will immer recht brav sein." Wo ist der „prestige" geblieben, der unfehlbare,

unbeschreibliche und unübersetzliche „prestige“? Eine Vogelscheuche ist heute mächtiger, als dieser „geheimnißvolle Zauber Frankreichs“, sie verjagt doch wenigstens einige der dümmsten Spatzen. Und wo die „gloire“?

Dahin, dahin ist all' das Blendwerk, das Lügengewebe ist zerstört, der Schwindel entlarvt.

Mir thun die Franzosen wahrhaftig leid. Denn ein Franzose, dem man sein Lieblingslied wegnimmt:

„Que l'on est fier d'être Français“

— er gleicht dem Fisch auf trocknem Sande, er kann nicht mehr existiren. Das Renommiren mit dem Soldatenruhm ist ihm ein Lebensbedürfniß. Und die Weisheit der Regierung hat ihn in dieser thörichten Neigung stets bestärkt. Sein glückliches Temperament ließ ihn die Schlappen vergessen, er dachte nur noch an die Siege. Die zerlumpten Freiwilligen der großen Revolution, die mit leerem Magen den fremden Unterdrücker auf's Haupt geschlagen, die Heere Napoleon's I., die die Welt unterjocht, die Soldaten des Neffen, welche Sebastopol genommen und bei Solferino gesiegt hatten — sie verliehen der Unüberwindlichkeit der französischen Waffen in den Augen der zeitgenössischen Franzosen eine beinahe dogmatische Unfehlbarkeit.

„Es giebt Krieg gegen Preußen“ und „wir werden die Preußen zusammenhauen und in Berlin (oder Königsberg, die geographische Entfernung ist ja Nebensache) den Frieden dictiren“, war für die Franzosen gleichbedeutend. Es verstand sich ganz von selbst, daß das „civilisatorische Banner Frankreichs“ demnächst auf den Zinnen des berliner Schlosses wehen würde. Der

„Figaro“ — also dasjenige Blatt, welches in seiner ganzen leichtsinnig frivolen und witzigen Behandlung der ernsthaftesten Dinge als der getreueste Dollmetsch des französischen Nationalcharakters betrachtet werden kann — brachte gleichzeitig mit der Kriegserklärung die Mittheilung, daß er seine Berichterstatter durch namhafte Geldsummen in den Stand gesetzt habe, dem Heere — zu Wagen oder zu Pferde — bis nach Berlin zu folgen.

„A Berlin!“ schrien die Gassenbuben auf den Boulevards und die Menge stimmte fröhlich ein: „Auf, nach Berlin!“

So begann mit Schwindel und hohlem Phrasenthum das blutige Drama, das sich Dank der unübertrefflichen Tapferkeit und Manneszucht unserer intelligenten Soldaten und Dank der Ueberlegenheit unserer Feldherren jetzt auf französischem Boden abspielt. Und als Ouvertüre ward die „Marseillaise“ von dem bethörten Pöbel dazu gesungen. „Die Marseillaise“ für Louis Napoleon! Weshalb nicht ein Cancan in Notredame? Freilich, dieselben Lippen, welche am 20. December 1848 der Republik vor Gott und den Menschen den Schwur der Treue sprachen und welche am 2. December 1851 den Befehl lallten, daß die Republikaner niedergeschossen würden, mögen ohne sonderliche Anstrengung im Juli 1870 sich geöffnet haben, um das Freiheitslied Rouget de l'Isle's zu profaniren.

Mit dem wüsten und lügnerischen Geschrei der Menge fing die Geschichte in Paris an und die Lüge sollte auch noch, nachdem sie die Actenstücke der französischen Diplomaten und die Reden der französischen Mi-

nister dictirt hatte, in dem officiellsten Munde den frechsten und ungeschminktesten Ausdruck finden. Ich gestehe, daß mir seit Jahren kein erbärmlicheres Machwerk zu Gesicht gekommen ist, als die Proclamation, mit welcher der sonst so elegante Stilist Napoleon seine Turcos und Zuaven zum Kampfe gegen Deutschland aufrief. „Civilisatorische Ideen", „glorreiche Spuren Eurer Väter", „Banner der Revolution", „das Weltall blickt auf Euch", „eine große Nation, welche eine gerechte Sache vertheidigt, ist unüberwindlich" u. s. w. — War denn kein Mensch da, der dem Eidesschwörer diesmal das Pensum corrigiren konnte? War kein getreuer Moquard da, der ihm in tiefster Unterthänigkeit zuraunte: „Aber, bester Sire, das geht nicht, bei Gott, es geht nicht! Wir machen uns lächerlich mit diesem abgestandenen Phrasenthum, das der seichteste Officiöse anzuwenden sich schämen würde. Das Manifest sieht ja genau so aus, als ob irgend ein boshafter Schlingel eine Persiflage auf uns geschrieben hätte. Wenn wir kein Stichwort finden, wie das „Frei bis zur Adria", so wollen wir lieber ganz einfach sagen, daß wir Krieg gegen Deutschland führen müssen. Aber den verschossenen Plunder, der uns bei früheren Maskeraden gedient hat und durch zu häufigen Gebrauch fadenscheinig geworden ist, aus der Rumpelkammer hervorholen und damit einen Popanz ausstaffiren — Sire, das geht jetzt nicht." Hatte denn der Kaiser keinen Freund, der ihm das unendlich Lächerliche seiner Stilübung klar machte?

Ich habe mir über die Entstehung dieser Proclamation eine ganz eigenthümliche Ansicht gebildet. Da ich

vor Ihnen, lieber Freund, kein Geheimniß habe, will ich mit dieser Ansicht nicht hinter dem Berge halten. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß der Hauptredacteur eines der allerservilsten und ehrlosesten Blätter, des „Constitutionnel", ein Deutscher ist, der auf den Namen Eduard Simon hört. (Thun Sie dem ebenfalls in Paris lebenden ehrenhaften Republikaner Ludwig Simon aus Trier nicht die Schande an, ihn mit dem Herrn Eduard Simon zu verwechseln!) Dieser Eduard Simon schreibt die politische Tagesübersicht des „Constitutionnel" und übertrifft in der Schmähung seines Vaterlandes, das ihn auf französischen Boden gespieen hat, in der Entstellung und Verdrehung der Thatsachen alle seine Collegen in der französischen Presse. Nun weiß ich wohl, daß es Individuen giebt, die der Ansicht sind, daß lucri bonus est odor ex re qualibet, die für Geld und gute Worte lügen, beschönigen, vertuschen, wedeln, ganz nach Belieben; aber daß sich ein Mensch dazu hergeben sollte, in dem Augenblick, wo Tausende von Familien ihrer lautersten Freuden beraubt werden, wo unsäglicher Kummer über Hunderttausende hereinbricht, weil ein Frevler seiner gestohlenen Herrlichkeit noch eine knappe Galgenfrist erwirken will — daß sich da ein Mensch dazu hergeben sollte, dies Verbrechen, das er als Deutscher begreifen muß, zu beschönigen, die Leichen seiner gemordeten Landsleute zu beschimpfen, zur Demüthigung des Landes, das ihn geboren, aufzustacheln, das halten Sie, lieber Freund, und das halte ich für unmöglich. Und wenn wir nun trotzdem in dem „Constitutionnel" Artikel finden, welche in dem eben angedeuteten Sinn

gehalten sind und die Unterschrift eines Deutschen: Eduard Simon tragen, so werden wir annehmen müssen, daß das eine Finte ist, daß der Verfasser seinem Vaterlande auf dem nicht gerade ungewöhnlichen Wege der Mystification des Feindes nützen will und die publicistische Macht, welche er in Frankreich besitzt, dazu anwendet, das Kaiserreich durch katzenfreundliche Schmeichelei lächelnd in den Abgrund zu locken. So erkläre ich mir die Artikel von Eduard Simon im „Constitutionnel"; und ich werde Sie deshalb nicht mehr überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich diesen Biedermann für den Verfasser der kaiserlichen Proclamation halte. Er wußte in der That, da er Deutschland kennt, daß diese Proclamation mit all' dem wohltönenden Schwindel ein homerisches Gelächter in unserm Vaterlande hervorrufen, daß sich zu der Wuth und zum Haß, die wir als Bundesgenossen gegen Napoleon in das Feld führen, die Verachtung gesellen würde. Und deswegen hat er als guter Deutscher dafür gesorgt, daß der Kaiser sich in dem ernstesten Augenblicke seines Lebens lächerlich und verächtlich mache. Ich schlage daher vor, daß wir dem von der französischen Kammer gegebenen Beispiel folgen und dem in Deutschland geborenen Redacteur des imperialistischen „Constitutionnel" den Dank des Vaterlands votiren; er hat sich um dasselbe wohl verdient gemacht. Ritter der Schandlegion wird er vermuthlich schon sein, sonst könnten wir ihn auch noch dem französischen Ordenscapitel zur geneigten Berücksichtigung empfehlen.

Zu denselben Auszeichnungen scheint Jacob Offenbach aus Köln berufen zu sein, welcher jetzt eine Hymne

componirt: „Gott erhalte den Kaiser“ — sobald wie möglich. Nach glaubwürdigen Berichten wäre diese Composition identisch mit dem Klageliede des Hans Styx: „Als ich noch Prinz war von Arcadien.“

„Auf, nach Berlin!“ die Marseillaise und die Proclamation waren die Einleitungen zum Kriege in Frankreich. Der Krieg begann. Als erste Waffenthat von Bedeutung verkündeten die französischen Blätter „la brillante affaire de Niederbronn.“ Da die Geschichte diese „glänzende Affaire“ vergessen könnte, wollen wir flugs notiren, daß ein tapferes Regiment eine süddeutsche Recognoscirung (sieben Mann stark), die sich weit in das damals noch französische Gebiet hineingewagt hatte, abfaßte und gefangen nahm — bis auf den Hauptmann, Grafen von Zeppelin, der einen französischen Reiter niederschoß, sich auf dessen Pferd schwang und dem verdutzten Regimente freundlichst Ade sagte. Das nannten die Franzosen eine „brillante Affaire“.

Es folgte „la prise de Sarrebrück“, eine That, von welcher man in den spätesten Zeiten reden wird wie von der Einnahme von Troja. Man denke sich drei Divisionen, also 50,000 Mann, die ein geschwächtes Bataillon von ungefähr 800 Mann siegreich aus ihrer Position verdrängen. Es war groß. Und der Kaiser war auch dabei, und das Söhnlein seiner Frau auch. Und das Söhnlein zeigte, als Alles vorüber war, eine „bewunderungswürdige Kaltblütigkeit“; ja, es bückte sich und nahm eine Kugel auf. Und den graubärtigen Grenadieren ward commandirt: Versez un pleur, versez! und Jeglicher weinte seine vorschriftsmäßige Thräne.

Es war ein rührender Anblick! — Wie aber ward diese Besetzung einer wehrlosen Stadt geschildert? Vor mir liegt das „Petit Journal". Ich übersetze wörtlich die folgenden Sätze: „Sieg! Saarbrücken ist wieder französisches Gebiet geworden! Frankreich ist erbebt! Paris ist erwacht!"

Erwacht, ach ja! Erwacht aus dem Fuselrausch zu schmählichem Katzenjammer.

Aber es ist außer der glänzenden Affaire bei Niederbronn und der Einnahme von Saarbrücken noch ein drittes Ereigniß in den französischen Ruhmesannalen dieses Krieges eingetragen, das in Deutschland bisher nicht genug gewürdigt worden ist. „Landau ist genommen, Prinz Friedrich Karl Gefangener, 40,000 Preußen abgeschnitten, 72 Geschütze erbeutet." Das war der dritte Sieg der Franzosen, der Paris in einen Freudentaumel versetzte, wie er nie gesehen worden ist.

Aber auch damals bewährte sich der Satz des „Petit Journal": Frankreich ist erbebt, Paris ist erwacht. Und als es sich den Schlaf aus den Augen rieb, da hörte es die traurige Mär, daß die Division Douay bei Weißenburg vernichtet, die Armee Mac Mahon's bei Wörth geschlagen, das Corps Frossard bei Saarbrücken aufgerieben sei; und die Minister versicherten, daß sie jetzt ausnahmsweise die Wahrheit gesagt hätten — der Abwechselung halber.

Jetzt begriff die Gräfin von Montijo, die in ihrer Jugend Kaiserin und auf ihre alten Tage sogar Regentin geworden ist, den Ernst der Lage. Auch sie erließ eine Proclamation. „Kinder, beruhigt Euch! Mit Mac Mahon sind wir unterlegen, aber noch ist Polen nicht verloren.

Ich bin ja auch noch da und rassle mit dem Säbel. Es ist der Säbel, der Säbel, den einst mein Vater trug. Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen. Ich will die Fahne vertheidigen. „Wem anders ziemt es? Welche andere Hand ist rein genug, das Heiligthum zu tragen!“ Also vorwärts.“

Sprachs und schiffte schnell sich ein.

Und auch der sorgende Gatte, der inzwischen Le Boeuf à la mode auf dem Altar des Vaterlandes geopfert und Palikao zum Selbstherrscher aller Welschen ernannt hatte, suchte dem allgemeinen Bedürfniß nach Worten durch eine neue Proclamation zu entsprechen. „Ich kneife aus, um den Feind zu bekämpfen!“ rief er seinen Landsleuten zu und ging durch. Sein „élan“ war unvergleichlich. Der sich dem Feinde aus dem Wege stürzende Kaiser erinnerte lebhaft an den tollkühnen Mann, der sein heldenmäßiges Verhalten bei einem Streite folgendermaßen schilderte: „Heb' ich die Hand auf, schlägt er mich hinter die Ohren. Ergreif' ich die Thürklinke, schmeißt er mich 'raus. Ich auf und davon, er mir nach — wenn ich den Kerl gekriegt hätte!!“

Ich schreibe diese Zeilen am Napoleonstag, den diesmal auch Deutschland mit Fahnenschmuck und Hurrahrufen feiert. Drüben im Nachbarhause wird just in diesem Augenblick das schwarz-weiß-rothe Banner aufgehißt. „Heh, Nachbar, was giebt's?“ rufe ich herüber. Der Nachbar giebt mir die nicht mehr überraschende Antwort: „Die Franzosen haben wieder einmal Prügel bekommen: diesmal bei Metz.“

Ihr Kleinstädter.

VII.

Ein Brief an meinen Freund Victor Hugo. — Der kleine Herr Edmond About.

Aus Deutschland im September 1870.

Gestatten Sie mir, lieber Freund, Ihnen beifolgend die Abschrift eines Briefes zu übersenden, den ich soeben an unsern gemeinschaftlichen Freund Victor Hugo gerichtet habe. Er lautet:

„Poet! Mensch! Bruder!

Weißt Du, wer Dir diesen Brief schreibt? Denk' nach! Du weißt es nicht? Besinne Dich! Ich bin es! Welches Ich? Ein Theil der Allgemeinheit, ein Blatt des Baumes Menschheit, ein Korn des Feldes All, ein Hauch des Orcans Ewigkeit.

Mensch! Ich begreife Dich! Ich ahne Dich! Ich fühle Dich!

Dein Brief hat mich schaudern gemacht. Ich habe gebebt. Ich habe gezuckt. Ich habe gezittert. Ich habe tremulirt.

Du hast seit zwanzig Jahren das Bedürfniß gefühlt, eine Rede zu halten. Du hast es nicht gekonnt. Jetzt kannst Du es. Du hältst Deine Rede. Sie ist aber auch danach Damit abgemacht. Es ist gut.

Wie?

Was?

Ist es möglich? Ist es denkbar? Kann es sein?

Ja. Es ist.

Was denn? Ich weiß es noch nicht. Der Gedanke kommt mir vielleicht noch. Ich werde noch einigemal fragen. Was also? Nun? Ah! Ich hab's! Ja so! Also: es ist! Wir wollen nach Paris ziehen. Entsetzlich! Was ist Paris?

Paris ist der Pulsschlag der Civilisation. Paris ist die La Ferme der Cigarette-Menschheit. Paris ist der Dreher des Bieres-Ocean. Paris ist die Rose der Gartens-Ewigkeit. Paris ist die Sonne der Welt-Allgemeinheit. Paris ist der Odem des Körpers-Universum. Paris ist die Milch der Kuh-Unsterblichkeit. Das ist Paris. Verlangst Du noch einige Vergleiche? Sinnlose? Du sollst sie haben. Paris ist des Abgrund Licht, der Strahl Nacht, der Schlund Welle, der Strudel All, Paris ist außerdem

„eine reizende Stadt,
Wenn man nur das nöthige kleine Geld hat."

Du siehst, ich habe Dich verstanden. Ich danke Dir für Deine Belehrung. Wir warteten nur auf Dich, um Aufklärung über Paris zu erhalten. Du hast uns den Staar gestochen. Du hast uns den nöthigen Respect beigebracht.

Ja, Du hast Recht: Paris ist nichts Anderes als eine ungeheure Gastfreundschaft. Richtiger wäre vielleicht: „in Bezug auf Gastfreundschaft ein Ungeheuer."

Aber das schadet nichts. Paris wirft unsere Landsleute unbarmherzig zur Thür hinaus. Dafür wollen wir ihm persönlich unsern Dank darbringen. Denn eine Liebe ist der andern werth.

Wir kommen als Brüder. Ihr werdet uns als Brüder empfangen. Oeffnet Eure Thore. Sonst schlagen wir sie ein. Das soll keine Einschüchterung sein. Gott bewahre. Ganz au contraire. Beseitigen wir alle Mißverständnisse. Spitze Deine Ohren, Poet, höre zu, habe Acht, sei aufmerksam! Ich spreche.

Wir kommen als Brüder. Dieselben freundlichen Gefühle, die Ihr für uns hegt, wir hegen sie für Euch. Wir haben auch nichts dagegen, daß Ihr zu uns kommt. Ihr weist uns die Tuilerien zum Aufenthaltsorte an. Wir werden Euch auch nicht frei herumlaufen lassen. Starke Bande der Freundschaft sollen Euch an uns fesseln. In der Nähe von Bonn wird ein Irrenhaus gebaut. Wir werden dafür sorgen, daß im ersten Stock einige Zellen für Dich, About, Girardin, die Redacteure des „Figaro“ und „Gaulois“ reservirt werden. Vornheraus. Auch wir sind gastfrei.

Deine Völkerbildungstheorie war mir nicht unbekannt. Ich wußte bereits aus Deinem Buche „Le Rhin“, daß Frankreich die Mutter von Rom ist. Ich wußte auch, daß es Blödsinn ist. Und deshalb war ich gar nicht überrascht, denselben in Deinem neuesten Briefe wiederzufinden. Das Kaiserreich ist der Friede. Paris ist die Gastfreundschaft. Dein Brief ist der Blödsinn.

Du hast abermals Recht, was Du sagst: „Das Kaiserreich hat den Krieg gemacht. Wir haben nichts

gemein mit diesem Leichnam. Wir fühlen für Deutschland nur Sympathie."

Das ist so wahr, daß ich Dir folgende Thatsachen in's Gedächtniß zurückrufen will. Als die würdigen Bürger Ollivier und Gramont die Kriegserklärungen gegen Deutschland im Gesetzgebenden Körper verlasen, wer war es, der ihnen Beifall zujauchzte? Es war die ehrvergessene Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers. Und wer hat diesen Bürgern ein Mandat gegeben? Das französische Volk. Und als der revolutionäre Bissen, die „Marseillaise", vom kaiserlichen Tische fiel, wer waren die Hunde, die danach schnappten? Wer war es, der das Freiheitslied Rouget de Lisle's entweihte und zum Schlächterlied für einen hochbegnadeten Metzger entwürdigte? Wer waren die Wahnsinnigen, die sich in hellen Haufen auf den Boulevards zusammenrotteten und ihr stumpfsinniges „A Berlin, à bas les Prussiens!" anstimmten? Und wer waren die Elenden, die über friedliche Leute, welche seit langen Jahren friedselig in Eurer Mitte gelebt und kein anderes Verbrechen begangen hatten, als das: in Deutschland geboren zu sein, sobald der Krieg ausgebrochen war, in brutalster Weise herfielen, das Leben der Deutschen bedrohten, und ihr Eigenthum zerstörten? Das französische Volk.

Und um die Sache mit Einem Worte klar zu machen, wer hat den Friedensstörer auf den Thron gesetzt, wer hat ihm Absolution für Eidbruch ertheilt, wer hat ihm zwanzig Jahre lang zugejubelt, wer hat ihm, noch vor zwei Monaten, die Mittel bewilligt einen verbrecherischen Krieg gegen ein friedliches Land zu führen? Das französische Volk.

Du sprichst die Wahrheit, Bruder, wenn Du behauptest, daß derselbe brüderliche Strahl durch das deutsche Herz und die französische Seele zieht. Wir haben gar keine Veranlassung, Euch gram zu sein. Ihr habt unsere Brüder, unsere Freunde einem greisen Despoten zu Gefallen in nichtswürdigem Kriege zu Tausenden hingemordet. Ihr triumphirt über unsere Verluste. Wir danken Euch. Wir haben also gar nichts Eiligeres zu thun, als auf der Stelle Kehrt zu machen und für die entsetzlichen Opfer, welcher Euer bestialischer Wahnsinn gefordert hat, das Bewußtsein auf den Heimweg mit uns zu nehmen, daß die Kraft des entfesselten Deutschlands nur durch seine gutmüthige Dummheit überboten wird.

Deine Belesenheit hat mich in Erstaunen gesetzt. Du sprichst von den „Geharnischten Sonetten". Kennst Du sie? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Denn die „Sonette" sind meines Wissens gar nicht in's Französische übersetzt und Du verstehst notorisch keine Silbe Deutsch. Und weißt Du denn, lieber Freund, wer diese „Sonette" gedichtet hat? Gestatte mir einige Zweifel. Aber der Titel macht sich gut. Und das ist die Hauptsache. Nur Phrasen, Phrasen, Phrasen! Das kann Euch retten. Danach lechzen auch wir. Mit Phrasen werdet Ihr Paris vertheidigen und die Invasion zurückschlagen.

Noch mehr habe ich Deine Kenntniß unserer Geschichte bewundert. Du schreibst wörtlich: „Ihr habt einen Galgacus gegen Rom, einen Körner gegen Napoleon gehabt." Als ich diese Zeilen las, überkam mich ein Gefühl der tiefsten Beschämung. Wir haben einen

Galgacus gegen Rom gehabt! Ich, Deutscher, wußte nichts davon. Du, Franzose, mußtest es mich lehren. Wie heißt? fragte ich mich in schlafloser Nacht. Wer ist dieser vaterländische Held Galgacus, der mir gar nicht vorgestellt ist. Ich griff zum Brockhaus. Ich wurde ruhiger. Auch Brockhaus, der Alles weiß, wußte nichts von dem typisch heldenhaften Verfechter des Germanismus wider den Romanismus. Auch Becker's Weltgeschichte schwieg über Freund Galgacus. Endlich fand ich die Spuren unseres Helden im Bouillet. Leider war dieser Galgacus, der allerdings gegen die Römer kämpfte, der Führer der Kaledonier. Aber das bischen Geographie ist ja gleichgültig. Nicht Berge und Seen, nicht Flüsse und Thäler, nur die Gedanken verbinden und trennen die Menschen. Also es lebe Galgacus, der deutsche Kaledonier! Oder solltest Du Galgacus mit dem apulischen Berge Garganus verwechselt haben? Auch das würde ich nicht verstehen.

Ja, wir kennen jetzt unsern Galgacus so gut wie ihr unsern General Staff kennt. Galgacus und Staff sind leibliche Brüder. Ihre Mutter heißt: französische Weisheit.

Ich muß Dir etwas sagen, alter Freund, und beherzige wohl, was ich Dir sagen werde: Jedesmal, wenn Du sprechen willst, schweig! Denn ein Greis, welcher aberwitzig redet, ist betrübend. Und „leg Dich zu Bette, Don Basilio, Du hast das Fieber!“ Laß Dir Kamillenthee kochen. Ich meine es gut mit Dir. Zwinge uns nicht dazu, den Mann auszulachen, den wir so gern, so herzlich gern verehren möchten. Und wir, lieber Poet,

verehren nicht auf Credit, wie Du unsern Rückert, Körner und Galgacus verehrst. Wir sehen uns den Gegenstand unserer Verehrung recht genau an. Und, glaube es mir, es würde uns schmerzlich sein, wenn wir uns sagen müßten, der Dichter des „Hernani“ und des „le roi s'amuse“, der „Feuilles d'automne“ und der „Châtiments“, der „Notre Dame de Paris“, und der „Misérables“, ist für das Tollhaus reif geworden. Verunreinige Deine edle Dichterstirn nicht mit dem Flecken der Lächerlichkeit. Der Löwe hat gar keine Veranlassung, sich mit der Haut des Esels zu schmücken. Du bist aufgeregt. Du hast das Fieber. „Va te coucher, Basile!“

Ich spreche ernst, Freund Hugo. Glaubst Du wirklich, daß Du uns über Paris etwas Neues sagen könntest? Hältst Du uns für so unendlich einfach, daß wir uns von dem Phrasenfeuerwerk, das Du abpaffst, auch nur einen Augenblick blenden lassen könnten? Dein College, der große Dichter August Barbier, hat uns schon vor vierzig Jahren über Paris und seine Bewohner genügend aufgeklärt. Wir haben die herrlichen Verse nicht vergessen; da Du sie aber vergessen zu haben scheinst, wird es Dir vielleicht angenehm sein, wenn ich Dich an einige seiner Verse aus dem Gedicht „La cuve“ erinnere. Barbier theilt Deine Ansicht, daß Paris nicht blos die Stadt der Pariser, sondern die Stadt der Nationen ist. Aber dieser Gedanke gewinnt bei ihm einen etwas andern und vielleicht treffendern Ausdruck, als in Deinem Brief. Er nennt Paris einen offenen Schlund für die Verderbtheit, wo der Schmutz von allen Nationen zusammenfließt.

„Un précipice ouvert à la corruption
Où la fange descend de toute nation.“

Und was sagt Barbier von den Parisern?

„Die pariser Race — es ist der bleiche Bummler, ein schwächlich verkümmertes Wesen mit gelber Gesichtsfarbe, wie ein abgegriffener Dreier; es ist der ungezogene Schreihals, dem man zu jeder Stunde Maulaffen feilhaltend herumlungern sieht, der fern vom elterlichen Hause die mageren Hunde prügelt, der die Mauern mit unanständigen Schmierereien besudelt und ein Liedchen dazu pfeift. Der Bursch glaubt an nichts, er speit auf seine Mutter, der Name des Himmels dünkt ihn ein schlechter Witz; mit einem Worte, er ist die Lüderlichkeit in verjüngtem Maßstab, das verhärtete Laster auf einer Stirn von fünfzehn Jahren.“

Nur ein Dichter ist im Stande die herrlichen Verse Barbier's zu übersetzen, und um Barbier nicht zu schädigen, will ich dieselben im Original folgen lassen. Du wirst auf diese Weise den Vortheil haben, sie zu verstehn

„La race de Paris, c'est le pâle voyou
Au corps chétif, au teint jaune comme un vieux sou;
C'est cet enfant criard que l'on voit à toute heure
Paresseux et flanant, et loin de sa demeure
Battant les maigres chiens, ou le long des grands murs
Charbonnant en sifflant mille croquis impurs.
Cet enfant ne croit pas, il crache sur sa mère,
Le nom du ciel pour lui n'est qu'une farce amère;
C'est le libertinage enfin en racourci;
Sur un front de quinze ans c'est le vice endurci.“

Das, mein lieber Poet, nimm Dir zu Herzen. Es sind Verse und es ist doch ein Sinn darin. Und somit unterscheiden sie sich wesentlich von Deiner sinnlosen

Prosa. Im Uebrigen bitte ich Dich unserm Lande Deine Zuneigung und Dir Deinen Verstand zu bewahren. Auf die Erfüllung der letzten Bitte lege ich namentlich Gewicht.

Lebe wohl, Poet! Sprich wenig, schreibe nichts und gute Besserung!

Dein aufrichtiger Verehrer."

Von einem so verdienstvollen Manne wie Victor Hugo läßt man sich allenfalls einigen Unsinn gefallen; wenn aber ein vorlauter Schlingel, ein armseliger Faxenmacher, der in der verrückten Idee aufgegangen ist, er müsse der Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts werden, wenn ein Wicht wie Edmond About sich herausnimmt, uns Deutsche schulmeistern und seine betrübenden Witze an uns auslassen zu wollen, so ist gar keine Veranlassung vorhanden, diesen Burschen mit Glacéhandschuhen anzufassen. Auf diesen Herrn About passen ganz und gar die Verse, die Heine weit weniger treffend über einen der besten französischen Dichter geschrieben hat. Mit Fug und Recht können wir heute sagen:

„Der Edmond About, das ist wahr,
Ist noch ein Gassenjunge;
Doch fürchte Nichts, wir fesseln ihm
Die schändliche Spötterzunge.

Und trommelt er einen schlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen schlimmern,
Wir pfeifen ihm vor, was ihm passirt
Bei schönen Frauenzimmern."

Diese Indiscretion will ich nicht einmal begehen, obgleich es kaum noch eine Indiscretion zu nennen wäre. Aber ich möchte mir doch erlauben, an eine der verdienst-

vollsten Thaten dieses Mannes zu erinnern; ich glaube, dadurch wird sein vernichtendes Urtheil über die deutsche Nation, sein begeisterter Aufruf an die Franzosen, „das elende deutsche Gewürm zu zertreten", diese „Taschendiebe" und „Beutelschneider", die sich Deutsche nennen, mit Stumpf und Stiel auszurotten, an Bedeutung gewinnen.

Herr About hat, Sie werden sich vielleicht Dessen noch erinnern, seine literarische Laufbahn mit Aneignung fremden Eigenthums begonnen. Sein erster Roman „Tolla" hatte einen ungewöhnlichen Erfolg. Aber wenn der Mensch Unglück haben soll! Es stellte sich heraus, und die „Revue de Paris" wies es in der allerschlagendsten Weise nach, daß derselbe Roman bereits früher erschienen, aber allerdings unbekannt geblieben war. Ein Italiener hatte den unglücklichen Gedanken gehabt, schon fünfzehn Jahre vor Edmond About unter dem Titel „Vittoria Savorelli, istoria del secolo XIX." den About'schen Roman „Tolla" zu ahnen. Wenigstens fand man bei der Vergleichung, daß die Grundidee, die Charaktere, die Situationen, ja sogar hervorragende Schlagworte in den beiden Romanen identisch waren. Damit war der Ruf des Herrn About begründet. Man sprach von ihm wie von einem verwegenen literarischen Wegelagerer; aber man sprach doch wenigstens von ihm.

Nicht minder hervorragend war seine erste dramatische That. Das Drama „Guillery", welches Dank der mächtigen Protection des Kaisers und der Prinzessin Mathilde am ersten Theater unter ungewöhnlicher Reclame in Scene gesetzt wurde, erlitt eine so lärmende

Niederlage, daß der Ruf About's dadurch nur noch vermehrt wurde. Ich habe die erste und vorletzte Aufführung des Stückes gesehen — denn es erlebte nur zwei Vorstellungen — und werde das Hohngelächter, das Pfeifen und Trommeln des Publicums mein Leben lang nicht vergessen. Das unanständige Fiasco war eben so eclatant, daß es dem Autor viel mehr nutzte, als ein anständiger Erfolg. Mit seinen ersten Novellen hatte About Glück, und der durch zwei Scandale berühmt Gewordene wurde nun natürlich ein von der Scandalpresse gesuchter Artikel. Er kam an den „Figaro" und fand dort als professioneller Schmäher einen Wirkungskreis, der ihm durchaus zusagte. Wegen eines Artikels, den er über die Ermordung des Erzbischofs von Paris geschrieben und in welchem er den Dolch als „die Waffe der Präcision" gerühmt hatte, wurde ihm vom kaiserlichen Hofe, mit dem er immer den vertrautesten Umgang pflegte, der gute Rath gegeben, seine Bündel zu schnüren und nach Italien zu gehen. Es wurde ihm das durch gewisse finanzielle Annehmlichkeiten sehr erleichtert. Er benutzte seinen Aufenthalt in Rom, wie er früher seinen Aufenthalt in Athen benutzt hatte, um Material zu einem umfangreichen Pamphlet zu sammeln. Bei seiner Rückkehr nach Paris fühlte er das Bedürfniß, auch zu politisiren. Es bekam ihm schlecht. Seine erste politische Broschüre, in welcher er für die Einigung Deutschlands und die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich plaidirte, ist wol ziemlich das Dümmste, was je geschrieben worden ist. Auf jeder Seite verrieth sich neben der maßlosen Arroganz des unreifen Jungen eine

Unkenntniß, die sogar in Frankreich lächerlich wurde Er sagte unter Anderem: „Wir bewundern in der deutschen Literatur Goethe, Schiller, Lessing, Hoffmann, Heine, Hackländer.“ Goethe, Hackländer und Schiller. Wörtlich. Und da das politische Geschäft nicht florirte, wurde er wieder Feuilletonist, und diesmal bekam ihm auch dies schlecht. Wegen eines Artikels, in welchem er die Gesangvereine in ehrverletzender Weise angegriffen hatte, wurde er von dem Redacteur eines musikalischen Blattes, welches das Organ dieser Vereine war, gefordert. About wies die Forderung zurück. Darauf begab sich der Redacteur mit zwei Zeugen in das Café Mazarin, in welchem About frühstückte; er wiederholte seine Forderung, und als About bei seiner Weigerung verharrte, spie er diesem in's Gesicht. About zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich das Gesicht ab —

„Dies Angesicht, so hold und schön,
Ich hab es oft im Traum gesehn.“

Darauf kam das Duell zu Stande, und als die Haut des einen der beiden Paukanten geritzt war, erklärten die Unparteiischen, daß die Satisfaction für Herrn About vollkommen genügend sei.

In seiner politischen Ueberzeugung hat About mit wunderbarem Scharfsinn die Grundsätze der Demokratie und des Cäsarismus zu vereinigen gewußt. Man sagte von ihm mit Recht, daß er sich vor der Julisäule auf dem Bastillenplatz und vor der Napoleonssäule auf dem Vendômeplatz mit derselben Ehrfurcht verneigte. Er glich genau den neuerdings außer Cours gesetzten Sousstücken, die auf der einen Seite das Gepräge „Napoléon

empereur" und auf der andern „République française" tragen.

Er ist außerdem ein sehr dankbarer Mensch. Athen und Rom, welche ihm Gastfreundschaft geschenkt haben, hat er beschimpft; den Kaiser, welcher ihn mit Freundlichkeiten aller Art überschüttet hat, beschimpft er jetzt, und die Preußen, die ihm die Freiheit geschenkt haben (er war bekanntlich in preußische Gefangenschaft gerathen, wurde aber als Nichtsoldat, was er in des Wortes verwegenster Bedeutung ist, entlassen), beschimpft er ebenfalls. Das ist Herr About.

Und vielleicht ließe er sich doch verwerthen. Das Kasseler Ausstellungscomité, das sich vom Grafen Bismarck für die wirthschaftliche Ausstellung die Mitrailleuse erbeten und erhalten hatte, sollte doch den Bundeskanzler ersuchen, ihm doch den kleinen About auf einige Zeit für die Ausstellung zu überlassen. Er befände sich da in guter Gesellschaft. Der Kaiser hat sich zwar nicht exponirt, aber er ist doch in nächster Nähe. Und außerdem würde About als Düngermaschine gewiß einen Preis bekommen. An Preisen ist ja kein Mangel; die sechshundert Aussteller haben bekanntlich zwölfhundert Preise bekommen. Da wäre es doch wunderbar, wenn dieses sinnreiche Product ganz leer ausgehen sollte.

Stets

Ihr Kleinstädter.

VIII.

Der Kleinstädter in Paris. — Herrn Blankenburgs Ansichten, über die deutsche und französische Presse. — Paris während der Belagerung.

Aus Paris im October 1870.

Ja, lieber Freund, aus Paris! Mein erster Brief, der nicht „aus Deutschland" datirt ist. Wir leben eben in so ungewöhnlichen Zeiten, daß Alles kopfunter, kopfüber geht. Der deutsche Kleinstädter ist nach Paris gekommen, der unfehlbare Papst kommt als Harmloser vielleicht nach Deutschland, und am Ende wird Edmond About gar noch ein anständiger Mensch „Man soll nicht sagen, was eine Sache ist", sagt der Berliner.

„Der Ballon ist angespannt!" Mit diesen Worten betrat mein Mädchen neulich mein Zimmer. Ich packte meine Siebensachen zusammen, nahm mir „Unsere Zeit" und eine Zahnbürste mit und fort gings — in's Blaue hinein.

Da ich seit langen Jahren nicht in Paris gewesen war und das Bedürfniß empfunden hatte, mich über die Zustände unter dem Kaiserreich vorher genau zu informiren, nahm ich die Revue „Unsere Zeit" zur Hand, in deren letzten Heften einige sehr interessante Artikel

über die Regierung des verflossenen Kaisers enthalten waren. Sie wissen, lieber Freund, daß „Unsere Zeit“ den Beruf hat, eine fortlaufende Chronik der Gegenwart, eine ununterbrochene Ergänzung des Conversationslexikons und der Sammelplatz zu sein, an welchem das Material für die zukünftige Geschichtschreibung unserer Tage zusammengetragen wird. Es ist ein sehr verdienstvolles Unternehmen, das seiner Aufgabe im Großen und Ganzen gewiß auch gerecht wird. Daß bisweilen kleine Schnitzer vorkommen, daß z. B. Laube, der von der Musik ungefähr so viel versteht wie der Franzose von der Geographie und der sich principiell um die Oper nicht kümmert, einmal als wiener „Operndirector“ genannt wird — das hat am Ende nicht viel auf sich; und ist vollends nicht der Rede werth, wenn es sich um einen einfachen Druckfehler handelt. Aber in diesen Artikeln über Napoleon's Regierung kommen doch Dinge vor, die ich ganz und gar nicht habe begreifen können. Das liegt jedenfalls an mir; denn ich bin von der Unfehlbarkeit der Journalisten viel mehr überzeugt, als von der des Papstes. Vielleicht können Sie mir auf die Sprünge helfen.

Der Verfasser des Artikels, Heinrich Blankenburg, berichtet z. B. über den Staatsstreich und schreibt da u. A. das Folgende: „Louis Napoleon nahm keinen Anstand, bei seiner Proclamirung zum Präsidenten diesen Eid mit fester sicherer Stimme zu leisten. Wenn, woran kaum ein Zweifel zulässig, schon damals der Entschluß in ihm gereift war, dennoch über Nationalversammlung und Verfassung hinweg die erbliche Gewalt an sich zu

bringen, so ist eine Rechtfertigung vor dem strengen Richterstuhle der Moral vielleicht unmöglich, sein Glaube an die Unabweisbarkeit geschichtlicher Nothwendigkeit aber und sein Cultus der Volkssouveränetät, in welcher nach seiner Auffassung Verfassungen wie Gewalten ihre einzige Rechtsquelle haben, dürfen bei der Beurtheilung seines Handelns nicht außer Berücksichtigung bleiben."

Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was das heißen soll. Wenn dieser Satz einen Sinn hat — und er hat doch gewiß einen Sinn — so kann es meines Erachtens nur der sein, daß Blankenburg den Staatsstreich, den Eid- und Verfassungsbruch zwar nicht gerade empfehlenswerth, aber auch nicht abscheulich, und ihn gewissermaßen sogar gerechtfertigt findet. Die alberne „Moral" mag die Achseln darüber zucken; Napoleon's Glaube an die „geschichtliche Nothwendigkeit" läßt eben den Eidbruch als nicht unstatthaft erscheinen. Und dabei werden wir uns mit Herrn Blankenburg wol beruhigen müssen. Nun, ich gestehe Ihnen offen, lieber Freund, daß ich noch immer in dem kindlichen Glauben befangen bin, daß Verfassungsbruch und Eidbruch unter allen Verhältnissen ganz gemeine Verbrechen sind, und daß ich mich zu der höhern Auffassung der Blankenburg'schen Geschichtschreibung, welche recht freundlich mildernde Umstände gelten läßt, nicht einmal in meinem Luftballon aufzuschwingen vermag.

Aber diesen Satz und andere Sätze, die mir bei der Lectüre des Blankenburg'schen Artikels auffallen, würde ich nicht weiter berührt haben, wenn nicht ein ganz un-

verständlicher Passus die Bitte um Aufklärung mir aufgenöthigt hätte. Blankenburg schreibt nämlich über das erste napoleonische Preßgesetz: „Um die Schriftsteller einer strengen Controle und Verantwortung zu unterwerfen, wurde bestimmt, daß jeder, auch der kleinste, nur ein Excerpt aus anderen Blättern bringende Artikel von seinem Verfasser unterzeichnet werden mußte. So entschieden hierin die Absicht einer weitern Fesselung der Presse erkannt werden muß, hat diese Maßregel doch die allergünstigsten Erfolge für die französische Journalistik gehabt. Die Tagesschriftsteller wurden sich bewußt, daß sie durch Unterzeichnung ihrer Artikel nicht nur vor der öffentlichen Gewalt, sondern auch vor dem Publicum eine Verantwortung übernahmen, daß sie mit ihrer Ehre und ihrer Ueberzeugung für die Arbeit ihrer Feder einzutreten hatten. Von jenem literarischen Vagabundenthum, das in der deutschen Presse unter dem Schleier der Anonymität vielfach sein Wesen treibt, weist Frankreich infolge dessen wenig auf."

Das ist mir noch unverständlicher, als die Lehre von der höhern geschichtlichen Nothwendigkeit und ihre versöhnende Einwirkung auf Eidbrüche. Hier handelt es sich, wie Sie sehen, um eine Principienfrage; um die Frage: ob der Tagesschriftsteller seine Artikel unterzeichnen soll oder nicht. Nun hat es bisher so ziemlich allgemein als feststehende Regel gegolten, daß die Anonymität für politische, satirische, polemische und kritische Artikel das einzig richtige ist. Und jeder anständige Journalist betrachtet diese Anonymität als die

nothwendige Bürgschaft für die Unabhängigkeit seiner Feder, für die wahre Freiheit der Presse; nicht aber als ein sicheres Versteck, von dem aus man auf friedlich Vorübergehende mit Koth werfen könnte. Herr Blankenburg hat eine ganz curiose Auffassung von der Anonymität, wenn er glaubt, daß sie vornehmlich die unlauteren Bestrebungen gewisser Winkelschreiber begünstige, daß sie dazu diene, billigen Kaufs zu schimpfen und zu verleumden. Die Anonymität hat doch sicherlich den höhern Zweck: die Sache, über welche geschrieben wird, aller schädlichen Rücksichtnahme für die Persönlichkeit, welche schreibt und welche liest, zu entkleiden. Der Gedanke soll unversehrt und rein niedergeschrieben werden, wie er sich gebildet hat; und der Journalist, der ihn niederschreibt, soll nicht von den Nebengedanken irritirt werden: Was wird Herr X., bei dem ich morgen zu Mittag eingeladen bin, dazu sagen? Und wie wird Fräulein Y., mit der ich morgen Abend die erste Quadrille tanzen muß, die Sache auffassen? Herr Z., dem ich noch eine Rechnung zu bezahlen habe, denkt doch eigentlich ganz anders darüber; ich werde wol morgen einen Mahnbrief bekommen u. s. w. Solche kleinlichen und selbst ernstere Erwägungen in Betreff des lieben Ichs und des Verhältnisses zu guten Freunden und getreuen Nachbarn sollen den Journalisten nicht kümmern; man weiß ja, welches Unheil die Rücksichtnahme auf persönliche Beziehungen in der Presse angerichtet hat, man weiß, wie die Kritik fast ganz verschwunden, weil eben leider Gottes der Kritiker an ihre Stelle gerückt ist — an die Stelle der Sache die Person, d. h. das

bekannte Individuum, welches weiß, daß es bekannt ist und welches sich trotz alledem und alledem immer von gewissen persönlichen Nebendingen, die mit der Sache nichts zu schaffen haben, beeinflussen läßt.

Die Geschichte der Presse — plaidirt sie nicht laut genug für die Anonymität? Hätte Junius seine Briefe, hätte Montesquieu seine „Lettres Persanes" schreiben können, wenn sie im Anonym (resp. Pseudonym) nicht das Bollwerk für die völlige ungebundene Freiheit ihrer Feder gehabt hätten? Wäre die „Times" möglich, wenn ihre Artikel gezeichnet werden müßten, und würden die Artikel, wenn sie von Mr. Smith, John, Thompson oder irgend einem andern greifbaren Wesen unterzeichnet wären, ein Hundertstel der Wirkung erzielen, welche sie in ihrer Anonymität unter der die ganze journalistische Ladung deckenden Flagge der „Times" ausüben? Und, um nicht in die Weite zu schweifen, würde, wie Herr Blankenburg anzunehmen scheint, die deutsche Presse wirklich auf ein höheres Niveau gelangen, wenn ihre Mitarbeiter zur Namensunterschrift gezwungen würden?

Ich bezweifle es! Ich will mich nicht in den Verdacht bringen, daß ich um die Gunst meiner journalistischen Collegen buhle; aber es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß in keiner andern Presse der Welt eine solche Summe von Intelligenzen, ein solches Quantum von Talent, sittlichem Ernst und Ehrlichkeit enthalten ist, wie gerade in unserer guten deutschen Presse. Die bestechlichen und schmähsüchtigen Individuen — auf sie zeigt man mit den Fingern. und sie sind gerade so bekannt, als wenn sie ein jedes ihrer

käuflichen oder injuriösen Producte mit ihrem vollen Namen unterzeichneten, eben deswegen, weil ihre Zahl glücklicherweise eine sehr geringe ist. Aber es ist baare Thorheit, anzunehmen, daß diese elenden Eigenschaften vorzugsweise unter dem Schutz der Anonymität zur Reife gedeihen. Das widerwärtige Treiben der Soldschreiber und professionellen Schmäher wird durch die Anonymität gerade so wenig gefördert, wie es durch Nennung des Namens gehindert wird. Und es ist mehr als Unverstand, es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn Herr Blankenburg behaupten will, daß das „literarische Vagabundenthum“ in der deutschen Presse „vielfach“, in der französischen „wenig“ vertreten sei. Ich habe immer gedacht, daß Deutschland von jener Preßgaunerei, die in Frankreich florirt hat, glücklicherweise ganz frei geblieben sei. Ich habe nicht gehört, daß sich deutsche Journalisten, wie die elenden nichtsnutzigen Preßlakaien, die der kaiserlichen Regierung ihr Gewissen und ihre Feder verkauften, sich Häuser gebaut, Maitressen gehalten und sich Hunderttausende erschwindelt haben. Giebt es auch bei uns bestechliche Publicisten, so verkriechen sie sich doch wenigstens und möchten im Geheimen sündigen. Sie haben noch so ein Restchen von Schamgefühl beibehalten. Die Hallunken der französischen Presse aber machen sich mit ihrem Laster breit, renommiren mit Schamlosigkeit, stellen die Ehrlosigkeit der Gesinnung zur allgemeinen Schau aus und setzen ihre Firma darunter.

Wollte Herr Blankenburg die Gewogenheit haben, mir in unserer deutschen Presse einige Seitenstücke zu

den Prachtexemplaren anzugeben, welche in Frankreich thatsächlich die öffentliche Meinung beherrscht haben?

Wo ist unser deutscher Girardin, dem jeder Schwindel recht ist, wenn er ihm lucrativ erscheint, der den Nationalitätenhaß gewaltsam und bewußtvoll schürt und entzündet, vorausgesetzt, daß dadurch ein paar tausend Abonnenten gewonnen werden?

Und wo sind unsere deutschen Cassagnacs? Wo jene literarischen Raufbolde, die die persönliche Verleumdung ihrer politischen Gegner zum journalistischen Grundsatz erhoben haben und, da ihnen das Handwerk mit dem Fleuret und Revolver ebenso geläufig ist, wie das mit der Feder, jeden berechtigten Einspruch gegen die Ehrabschneidung mit einem Stich oder Schuß in die Brust des Gegners beantworten?

Und wo ist unser deutscher Fiorentino, der Jahre lang das kritische Feuilleton im „Moniteur" schrieb und keine musikalische Schöpfung, keine künstlerische Leistung gelten ließ, wenn der Componist oder Sänger die Gunst des mächtigen Recensenten nicht vor dem Erscheinen der Kritik mit baarem Geld erkauft hatte; der aus jeder Mittelmäßigkeit, welche ihn bezahlte, eine künstlerische Größe machte?

Und wo ist denn in Deutschland die ganze kläffende Meute der officiösen großen Hunde, die im kaiserlichen Stall gefüttert werden und die sich jeden Tag die Instruction holen, ob sie murren, bellen, beißen oder winseln sollen? Hat vielleicht die Nennung des Namens Veuillot daran verhindert, die ultramontanen Anschauungen mit einem an die Miasmen der Cloake gemahnenden Stile zu

vertheidigen? Und ist der kleine Edmond About weniger frech gewesen, weil er unter seine nichtswürdigen Artikel seinen Namen gesetzt hat?

Und wenn in unserer Presse „literarisches Vagabundenthum“ sein Wesen treibt, wie nennt Herr Blankenburg das Gesindel, welches im „Figaro“ — einem der weitest verbreiteten Organe Frankreichs — im „Gaulois“, und wie die Schmutzblätter alle heißen, die Beschimpfung jeder ehrenhaften Gesinnung, die Herabsetzuug alles Dessen, was verehrungswürdig ist, die öffentliche Besudelung des Privatlebens, die Zerstörung der gesellschaftlichen und sittlichen Ordnung, die Verleumdung und feuilletonische Wegelagerei in witzelndem, pikantem Ton gewerbsmäßig betreiben? Wo ist denn unser deutscher Villemessant, den man nicht ohne Grund „vile et méchant“ genannt hat, wie man die Erzeugnisse aus der Feder About's mit einem treffenden Wortspiel als „de la boue“ (de l'About) bezeichnen konnte?

Mein bestes Argument für die Anonymität habe ich aber noch in petto; und gegen dieses wird gewiß selbst Herr Blankenburg nichts einzuwenden haben. Dies Argument lautet: Herrn Blankenburg würden alle Unannehmlichkeiten, die ich genöthigt bin, ihm zu bereiten, erspart geblieben sein, wenn er seinen Artikel nicht unterzeichnet hätte.

Ich habe über den Blankenburg'schen Artikel ziemlich viel gesprochen; aus guten Gründen. Hätte der Artikel in einer Zeitung gestanden, die heute gelesen und morgen vergessen wird; so würde ich ihn gar nicht erwähnt haben. In einer Zeitschrift aber, welche ge-

bunden, in die Bibliothek gestellt und als Quelle benutzt wird, sollten doch solche Irrlehren keine Stätte finden; und begegnet man ihnen, so muß man sie unschädlich zu machen suchen. Um versöhnlich zu schließen, will ich noch bemerken, daß der Blankenburg'sche Artikel im Allgemeinen gut geschrieben ist und viel brauchbares Material enthält.

Unter allen diesen Gedanken war ich zwar nicht in der Achtung des Herrn Blankenburg, aber im Luftballon immer höher gestiegen. Ich fühlte Schwindel und sagte mir, daß ich in der Nähe von Paris sein müßte. Von meinen Abenteuern in der Luft, wo ich mit Nadar's „Intrepide" einen blutigen Strauß zu bestehen hatte, lassen Sie mich schweigen, denn es drängt mich, Ihnen über Paris die neuesten Nachrichten mitzutheilen.

Kurz und gut ich kam an.

Welcher Anblick, lieber Freund! Dieses Volk von zwei Millionen Menschen, ohne Victor Hugo zu zählen, in heller Begeisterung, gewappnet vom Scheitel bis zur Sohle, die Petroleumlampe in der Hand und bereit, den explodirenden Inhalt auf den Feind zu schütten! Es war erhebend. Ich traf zur glücklichen Stunde in Paris ein, denn soeben hatte sich die Nachricht von dem neuesten Siege der Franzosen verbreitet. Man hatte ein zuverlässiges Telegramm erhalten, daß Bazaine Metz genommen habe. Es war die siebente oder achte Einnahme von Metz in diesem Kriege. Sieben oder acht Mal war Bazaine aus Metz ausgezogen und hatte sieben oder acht Mal die Festung wieder besetzt. Diese in der Kriegsgeschichte einzig dastehende That wurde denn

auch mit Jubel begrüßt. Zu Ehren des Sieges wurden alle Köpfe illuminirt, die leichte Cavallerie trabte über die Trottoirs der Boulevards und ließ ihre Fahnen wehen, und die alte Garde vom Ballet faßte einmüthig den Beschluß, eine Abschreckungsrecognoscirung gegen das feindliche Lager zu unternehmen. Auf dem Boulevard war große Volksversammlung, und ein Mobilgardist hielt eine große Rede. Er sagte: „Bürger, Paris ist uneinnehmbar. Die Hülfsmittel Frankreichs sind unerschöpflich. Es giebt keinen Pöbel in Paris. Nach meiner Ansicht müssen die Fremden vertrieben werden. Das ist meine aufrichtige Ueberzeugung; denn die Fremden wollen uns Elsaß und Lothringen nehmen, das wir ihnen geraubt haben. Das können wir nicht dulden; denn wir marschiren an der Spitze der Civilisation, und der Rhein ist insofern unsere natürliche Grenze, als wir den Rhein natürlich gern zur Grenze haben möchten. Stehlen ist nicht unehrenhaft, aber Gestohlenes sich wieder abnehmen lassen, dazu wird kein Mann von Ehre seine Einwilligung geben können. Ich stelle den Antrag: Die Invasion so schnell wie möglich zurückzuschlagen, die Preußen vollständig zu vernichten, und Wörth, Metz und Sedan gänzlich zu ignoriren. Es lebe die eine untheilbare Republik!" Unter stürmischem Hurrahrufen wurde der Antrag einstimmig angenommen.

Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß ein Preuße in die Versammlung sich eingeschlichen habe. „Auf die Tribüne mit ihm!" riefen die Einen, „An die Laterne!" riefen die Anderen. Und da mir die Wahl

gelassen wurde, wählte ich die Tribüne. Man verlangte von mir Auskunft über meine Person, und mein politisches Glaubensbekenntniß. Ich besann mich nicht lange und sprach: „Mitbürger! Ich bin allerdings in Deutschland geboren, aber das thut mir sehr leid und ist in Anbetracht meiner damaligen Jugend wol zu verzeihen. Von Herzen bin ich stets Franzose gewesen. Schon als kleiner Junge liebte ich die Bouillon und fand das Wort Kraftbrühe unausstehlich. Unter allen Geschichten, die mir meine Wärterin erzählte, gefiel mir immer am besten die von Esmeralda, ihrer Ziege und dem häßlichen „Glöckner von Rotterdam", wie die gute Alte beharrlich den Victor Hugo'schen Quasimodo nannte. Unter solchen Eindrücken wuchs ich auf. Und so bin ich denn jetzt zu Euch geeilt, um in Eurer Mitte zu siegen oder zu leben. Ihr wollt wissen, was ich von der Sache Frankreichs, von dem Geschicke der großen Nation denke? Ihr sollt es hören. Mitbürger! Ich kann Euch nur mit den Worten eines edlen Dresdners antworten, der auf dieselbe Frage, was er von der Zukunft Europa's halte, den Bescheid gab: „Was ich Anno 48 gesagt habe, das habe ich auch Anno 58 zur Zeit des Krimkrieges gesagt; das habe ich wiederholt beim Ausbruch des italienischen Krieges gesagt; ich habe es gesagt, als es in den Elbherzogthümern losging; ich habe es Anno 66 wieder gesagt. Und das sage ich auch jetzt: Wer weeß was werd." Da die Pariser diesen alten Witz noch nicht kannten, erregte meine Rede die herrlichste Begeisterung, und ich wurde aufgefordert, weiter zu sprechen.

„Bürger!“ fuhr ich fort, „ich bin wie Ihr überzeugt von der Unüberwindlichkeit unserer guten Sache. Was ich Euch jetzt sagen werde, betrübt mich; denn es betrifft einen Mann, der mir auch in seinen Verirrungen sympathisch ist. Der alte Garibaldi ist recht schwach geworden. Den heroischen und patriotischen Unsinn von Mentana verzeihe ich ihm gern, ja, er imponirt mir sogar; daß aber Garibaldi, der wahrlich auf seinen Lorbeeren ausruhen könnte, jetzt zum alten Faselhans geworden ist und sich nach Disteln bückt, das thut mir leid. Ihr wißt, der alte Herr ist der Friedensliga beigetreten und deswegen, weil er den Krieg principiell verabscheut, und sich so der Ehre beraubt, an unserer Seite zu kämpfen...“ Hier wurde ich lebhaft unterbrochen. „Garibaldi angekommen!“ — „General irregulärer Truppen!“ — „Garibaldi hoch!“ tönte es von allen Seiten. „Garibaldi ist angekommen?“ wiederholte ich. „So? Dann nehme ich Alles zurück und bedaure nur, daß er seinen Verstand in Caprera zurückgelassen hat. Im Uebrigen wißt Ihr, Bürger, daß die Loirearmee die Preußen bis in das Herz Frankreichs hineinlockt, um sie dort zu vernichten. Schon stehen sie in Orleans, aber seid versichert, sie werden keine Jungfrau dort finden. Nein, Bürger, kein Stein einer Festung, keine Gebietsabtretung, keine Jungfer von Orleans — dies ist und bleibt unser Programm!“

Unter nicht enden wollendem Beifall verließ ich die Tribüne und trat an einen Zeitungskiosk und an die Spitze der Civilisation. Ich kaufte mir nämlich die Abendzeitung, welche neue Enthüllungen über die Schand-

thaten des Kaisers und neue Siegesbulletins enthielt. Aus den ersteren theile ich die folgenden Depeschen mit, welche über die Niederlage der französischen Waffen allerdings vollkommen genügende Aufklärung geben.

Weißenburg, den 3. August. Mac Mahon an Kronprinz Friedrich Wilhelm: Greifen Sie mich morgen an, Sie werden mich schlagen. Setzen Sie die Vernichtung am 6. bei Wörth fort. Herzlichen Gruß.

Metz, den 13. August. Bazaine an den Kaiser: Bitte dringend, mir die Hälfte der 100,000 Thaler zu schicken, welche König Wilhelm Ew. Majestät übergeben hat, da ich mich sonst morgen sowie am 16. und 18. zu vertheidigen gezwungen bin, was gänzlich wider die Verabredung wäre.

Verdun, den 13. August. Der Kaiser an Bazaine: Courier mit der verlangten Summe geht sofort ab; wir dürfen auf keinen Fall die Schlacht gewinnen, da sonst Dynastie unrettbar verloren wäre. Habe vollständigen Kriegsplan soeben Moltke mitgetheilt. Machen Sie keinen Unsinn.

Chalons, den 25. August. Failly an den Kronprinzen von Preußen: Mac Mahon erwartet Sie sowie Kronprinzen von Sachsen vom 26. bis 30. dieses Monats ganz sicher bei Sedan. Kaiser wird auch da sein. Er ersucht, Schloß Wilhelmshöhe einrichten zu lassen. Letzte Baarsendungen empfangen, an Mac Mahon und Kaiser vertheilt. Grüße feindlichst.

Aus der Gesammtheit dieser Actenstücke, welche der „Indépendance“ merkwürdiger Weise entgangen sind, ergiebt sich das verrätherische Spiel der napoleonischen

Generale und des Kaisers bis zur Evidenz. Armes Frankreich, in welche Hände hattest Du Dein Schicksal gelegt! Aber auch glückliches Frankreich! Du kannst Dich über solche Dinge noch freuen!

Der Luftballon ist eben wieder vorgefahren, ich muß einsteigen und sage Ihnen daher nur in aller Eile ein herzliches: Auf Wiedersehen.

Ihr

harmloser Kleinstädter.

IX.

Selbstcitate. — Metz und die abgefressenen Pferdeschwänze. — Der Reichstag in Versailles. — Ein bischen Bombardement, wenn man bitten darf.

Aus Deutschland im November 1870.

Ich hoffe, lieber Freund, daß ich durch meinen letzten Brief mir bei Ihnen den Ruf eines ausgezeichneten und unterrichteten Correspondenten verschafft habe. Ich gestehe, daß ich nicht ungern die Gelegenheit ergreife, um auf mein früheres Opus zu verweisen. Ich habe bemerkt, daß unsere guten Schriftsteller dies mit Vorliebe thun und sich am liebsten selbst citiren. Es macht auf den Leser einen angenehmen Eindruck, wenn er Redensarten wie die folgenden in den Kauf nehmen muß: „Wir haben schon früher in eingehender Weise diese Angelegenheit behandelt und können Alle, die sich für den Gegenstand speciell interessiren, auf unser Werk verweisen, welches im Jahre 18 . . bei dem und dem Verleger erschienen und für den billigen Preis von X. X. Thaler und Silbergroschen durch jede anständige Buchhandlung zu beziehen ist.“ Oder wenn es in einem Leitartikel heißt: „Unsere Vorhersagungen haben sich leider bestätigt. Was wir vor drei Jahren und zwei

Monaten als die unausbleibliche Consequenz der Verstocktheit unserer Regierung hinstellen mußten, es ist zur traurigen Wahrheit geworden. Damals schrieben wir..." und nun folgt der Auszug aus dem damaligen Leitartikel. „Man vergleiche nur", fährt der Redacteur fort, „mit diesen unseren Worten, was sich jetzt ereignet hat, es ist Alles buchstäblich in Erfüllung gegangen." Das macht sich, wie gesagt, sehr gut. Unter uns gesagt, lieber Freund, kommt mir das Kunststück doch nicht gar zu schwierig vor, denn ich kenne mehr als eine Zeitung, aus deren früheren Nummern ich Vorhersagungen auf Alles, was da kommen mag, excerpiren könnte. So würde ich ohne Schwierigkeiten einen Leitartikel finden können über die Weisheit des Kaisers Napoleon, der sich für den Fall, daß über Napoleon einmal etwas Gutes zu sagen wäre, immer wieder verwenden ließe. Ich würde auch in demselben Blatt einen Leitartikel finden, über die Niedertracht Napoleon's, der unter anderen Umständen gute Dienste zu leisten im Stande wäre. — Kurzum, da ich keine schriftstellernde Frau besitze, die meine geistreichen Einfälle citirt, und deren geistreiche Einfälle ich citiren könnte — denn bei den Schriftstellerehepaaren bleiben die Citate gewöhnlich in der Familie — so muß ich mich schon selber citiren. Ich verweise Sie also auf die von mir zuerst veröffentlichte Depesche Bazaine's an den Kaiser, aus welcher sich das verrätherische Spiel des Marschalls in evidentester Weise herausstellt. Und nicht ohne innere Befriedigung füge ich hinzu, daß diese von mir veröffentlichte Depesche es war, welche meinem Freund Gambetta das erste zuverlässige

Material über den Verrath Bazaine's gegeben hat; ja, ich wage sogar zu behaupten, daß außer dieser Depesche überhaupt kein Schriftstück aufzufinden ist, auf welches sich die Anklage gegen Bazaine wegen Verraths begründen ließe.

Denn so viel man weiß, hat die Armee in Metz in den letzten Tagen allerdings nicht in Ueberfluß geschwelgt; die Pferde waren beinahe aufgezehrt, und Hans Wachenhusen, ein glaubwürdiger Zeuge, versichert sogar, daß sich die überlebenden die Schwänze abgefressen hätten. Ob gegenseitig oder sich selbst, ist noch nicht festgestellt. Diese Schwanzauffresserei hat mich einigermaßen in meinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen stutzig gemacht. Daß der Teufel in der Noth Fliegen frißt, war mir bekannt; daß sich aber das Pferd in der Noth mit Pferdeschwänzen sättigt, wußte ich noch nicht, und dieses Räthsel kann ich mir aus der Construction der Pferdeschwänze nicht genügend erklären. Jedenfalls haben nach dieser Mahlzeit die Pferde mehr Haare auf den Zähnen gehabt, als die Soldaten. Und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die armen Thiere in der ganzen Belagerung ein Haar gefunden haben. Aber Haare bei Seite. Es ist notorisch, daß Menschen und Thiere in Metz bittern Mangel gelitten haben, und daß man nicht gerade zum Verrath seine Zuflucht zu nehmen braucht, um für die Capitulation von Metz eine Erklärung zu finden. Aber schadet nichts, denkt Gambetta, der Jude wird verbrannt; und besser ist es jedenfalls, Bazaine als einen Verräther hinzustellen, als zuzugeben, daß eine Armee von 173,000 Mann durch die Zähigkeit und Tapferkeit der deutschen Horden zur Capitulation ge-

zwungen worden ist. Und Gambetta, gegen den ich sonst nichts einzuwenden habe, wird sich, da er vermuthlich jeden Morgen frühstückt, jeden Mittag sich zu Tische setzt und am Abend soupirt, von der gebieterischen Macht des knurrenden Magens kaum eine rechte Vorstellung machen können.

Nun haben wir sie Alle, Alle miteinander, 310,000 Mann an der Zahl! Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß mir bei dieser Zahl ganz unbehaglich zu Muthe wird; und ich erwarte täglich einen Artikel von Girardin, welcher uns unsere nationale Schmach in den schreienden Farben seines Stils zu Gemüthe führt: „Wir haben erreicht, was wir gewollt! Das gesammte französische Herr steht jetzt auf deutschem Boden! Mainz, Coblenz, Köln, Magdeburg, Torgau, Erfurt, Graudenz, Spandau, Königsberg, Tilsit, Verona, kurz, alle Festungen Preußens sind von unseren Truppen besetzt. In Magdeburg allein stehen über 10,000 Mann. Der Kaiser hat seine Residenz in Wilhelmshöhe glorreichen Angedenkens aufgeschlagen. Deutsche Journalisten nahen sich ihm ehrerbietig und versichern ihn ihrer langverhaltenen Verehrung. Wird Preußen sich noch nicht dazu entschließen, Frieden zu machen? O, welche unbegreifliche Verblendung!“

Und wie schön ließe sich auch die Sache von deutscher Seite verwerthen. Welcher Stoff für mir befreundete Nationalheldendichter! Ich werde mich hüten, sie zu nennen; denn das dresdener Oberappellationsgericht wird Den nicht ungestraft lassen, der ihren Namen mißbraucht. Denken Sie nur an die verführerischen Reime,

zu welchen schon die Ortsnamen, Wörth, Weißenburg, Beaumont, Sedan, Metz u. s. w. Veranlassung geben, z. B.

„Der König ruft sein Volk, (Hört! Hört!)
Wir bringen in's Land und schlagen bei Wörth
Den Franzmann; wir Recken der Pleißenburg,
Wir schlagen die Franzen bei Weißenburg,
Wir schlagen die Franzen ferner bei Beaumont,
Da rufen die armen Geschlagenen: „O mon
Dieu! O tiefer Jammer! Und erst bei Sedan!
Da sind wir gründlich gefallen dedans."
Und fragt ihr uns Sieger vielleicht, was Metz macht,
So antworten wir: es war eine Hetzjagd.
Kurzum mit den Franzen ist es jetzt Essig,
Und selbst ihre Pferd' sind nach Schwänzen gefräßig. 2c."

Es ist gar kein Grund vorhanden, damit aufzuhören. Wenn ich mit diesen schönen Versen nicht fortfahre, so geschieht es blos deshalb, weil ich nicht in den Verdacht gerathen will, mich mit fremden Federn zu schmücken; und überdies habe ich auch über andere Dinge mit Ihnen nothwendig zu sprechen.

Meine im Laufe dieses Briefes schon mehrfach gerühmten zuverlässigen Verbindungen setzen mich in den Stand, Sie auf das Bestimmteste zu versichern, daß die Einberufung des Norddeutschen Reichstags in Versailles, wie die Kreuzzeitung schon mittheilte, jetzt erfolgen wird. Vielleicht wird es Ihnen nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie man auf die Idee gekommen ist, den Sitz einer norddeutschen Versammlung mitten in Frankreich hinein zu verlegen. Die Sache liegt so: Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß Hans Blum in Versailles weilt. Hätte man nun den Reichstag wie gewöhnlich nach Berlin berufen, so hätte Dr. Hans Blum, der bei den Vorarbeiten zum deutschen Einigungswerke ganz

unentbehrlich ist, Versailles verlassen müssen; dort aber ist er ebenso unentbehrlich. Was thun? Da kam man nun auf den einfachen Gedanken, daß die Verlegung des Reichstags nach Versailles die Anwesenheit Hans Blum's im Hauptquartier und gleichzeitig auch seine Theilnahme an den Verfassungsarbeiten ermöglichen würde. Und darauf hin wurde denn der Beschluß gefaßt, an demselben Orte, wo der Räuber und Zerstückeler Deutschlands seine Orgien feierte, Deutschland wiederherzustellen und zu einigen.

Der Reichstag in Versailles!

Wer könnte wohl noch Lust haben, humoristisch-satirische Feuilletons zu schreiben, wenn Einem die Weltgeschichte so in's Handwerk pfuscht! An dem Tage, da der fanatisirte Pöbel die Königsgräber in Saint-Denis zertrümmerte und Das, was von den einstigen Herrschern Frankreichs übrig geblieben war, schändete, bespie, zertrat — an dem Tage mögen die Geister der Abgeschiedenen über die ihren sterblichen Ueberresten angethane Schmach Grund zur Klage gehabt haben; aber im Vergleich zu den Qualen, welche die Geister Ludwig's XIV. und seiner Sippe bei dem Gedanken ausstehen müssen, daß in Versailles der Grund zur deutschen Einheit „von Danzig bis nach Nanzig" gelegt werden soll, sind jene Unannehmlichkeiten während der tollsten Tage der Schreckenszeit kaum der Beachtung werth.

Armer Ludwig! armer Turenne! arme Montespan und ärmste Maintenon! Was ist aus Eurem Versailles geworden, aus dem lieblichen Fleck Erde, wo sich die weltliche Lüderlichkeit so hübsch in den Rosenkranz ein-

flocht, wo die anmuthige Mythe von der Unüberwindlichkeit der französischen Waffen unter Schäferspielen und anderen Maskeraden ersonnen, der Leckerbissen gloire, an dem zwei Jahrhunderte speisten, bereitet, der Begriff „grande nation“ geboren, die Verehrung des amüsirenden Landesvaters bis zur Abgötterei getrieben wurde; wo die schäkernde Frivolität zum Entzücken des Landes das Scepter führte und der Länderraub nur, weil er den Anlaß zu einem neuen Jubelfeste gab, die Gemüther beschäftigte.

Es war eine gute, lustige Zeit. Wurde heute eine Stadt geplündert, so gab's morgen ein Fest in Versailles, und wurde heute ein blühendes Dorf in der Pfalz niedergebrannt, so bekam morgen irgend eine von der königlichen Zuneigung Begünstigte ein neues Armband oder einen köstlichen Ring. Der Krieg war ein Freudenspender, der Raub ein Volksbelustiger und das unschuldig vergossene Blut schimmerte rosig in den Sonnenstrahlen des göttlichen Leichtsinns. Wie kläglich ernst ist unsere Zeit dagegen und wie wenig versteht man sich auf's Amüsement! Spielt bei uns zu Lande ein kunstsinniger Herzog Komödie (zugestandene Komödie auf den Brettern) — während des Kriegs läßt er des holden Spiels genug sein. Ludwig XIV. aber spielte die Rolle des Feldherrn, ohne die des kosenden Schäfers aus den Händen zu geben; heut' im Feldlager und morgen mit dem umwundenen Stabe und flatternden Bändern in der „Pastorale comique“ oder sonst in einem verliebten Spiele; heute im Bivouak und morgen an der Seite der lächelnden Montespan; heute der Jammer des

Schlachtfeldes und morgen der bestrickende Zauber eines Versailler Abends. Da wurde man der königlichen Majestät doch noch froh! An den plätschernden Brunnen, in den traulich beleuchteten Lauben das fröhliche, vergnügungssüchtige Völkchen, Marquis wie sie nicht mehr existiren, wahre Cavaliere, die beständig lügen, schmeicheln und wedeln, in der kostbar affectirten Tracht, mit langer Allonge und den hohen rothen Hacken; schöne Frauen, die über den Fächer vielverheißende Blicke werfen, junge Mädchen mit freien Lebensanschauungen und ohne alle moralischen Vorurtheile — Abenteuer hier, Abenteuer dort; bald eine kleine Entführung, bald ein artiger Treubruch, bald ein glückliches Duell mit Beseitigung eines unbequemen Gatten, oder sonst ein scherzhaftes Histörchen! Und alles Das wirbelte munter umher und drehte sich um die Eine Sonne, von der auch alle Strahlen ausgingen: um die Majestät „nec soli impar.“ Ja, es war eine Lust zu leben!

Denke ich an die ausgelassene Vergangenheit von Versailles, so überschleicht mich das Gefühl ernstlicher Bekümmerniß über unsere schwerfällige Gegenwart. Da, wo Lulli einst das Menuet dirigirte, wo der König auf seinen hohen Hacken mit graziöser Steifheit die würdigen Pas tanzte, wo Molière seine Lustspiele und Possen gab, da befindet sich jetzt das Hauptquartier, da brüten Moltke und Bismarck über ihren Plänen. Möchte man nicht mit Karl Moor ausrufen: „Mich ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum.“

Und nun gar der Reichstag mit Lasker'schen Anträgen im Mittelpunkte der französischen Lust und Herr-

lichkeit! Ich gestehe, meine Phantasie verwirrt sich. Ich kann mir beim besten Willen Lasker nicht als abbé galant vorstellen; Lasker mit der Allongenperrücke, schwarzen Kniehosen und dem Galanteriedegen an der Seite. Für Versailles ist dies Costüm obligatorisch. Und Marquis Braun-Wiesbaden im Rhingrave mit Pluderhosen, der seine Rede also beginnt:

„Messieurs!

„Da Sie wissen, daß ich Citate verabscheue, werde ich mit dem bekanntesten, an welches diese Räume gemahnen, nicht beginnen, werde nicht „l'état c'est moi" sagen, um so weniger, als ich in der That gar keine Lust verspüre, unter den gegebenen Verhältnissen, denen ich in meiner Eigenschaft als National-Liberaler „Rechnung zu tragen" gezwungen bin, der „état" zu sein. Da Sie ferner wissen, daß ich niemals Specialkenntnisse in meiner Rede durchblicken lasse, werde ich nicht daran erinnern, daß in diesen Räumen schon vor uns, unter Ludwig XIV., berühmte Männer verkehrten, werde Ihnen keine Liste der berühmten Schriftsteller geben, welche keine Autorrechte bezogen und es doch zu Etwas brachten. Weshalb sollte ich Sie auch erinnern an Namen wie Bernier den Mongolen, Boileau, Bossuet, La Bruyère, Chapelle, Corneille, La Fontaine, Malebranche, Molière, Nicole, Pascal, Guy Patin, Perrault, Quinault, Racine, Regnard, Saint-Evremont, Scarron, Madame Scudéri, Madame de Sevigné, Voiture u. s. w. Nein, ich verzichte darauf. Ich habe nur das Wort ergriffen, um nachzuweisen, daß gerade hier die national-liberale Partei ihre historische Berechtigung hat, denn hier müs-

sen sich unsere Gedanken allerdings zuerst auf den Vater unserer Partei richten; ich meine auf Philint in Molières „Menschenfeind“. Sie staunen? Nun, meine Herren, gestatten Sie mir ausnahmsweise ein paar Citate; gestatten Sie mir, Philint redend in unsere Mitte einzuführen und Sie werden mir zugestehen, daß ein Mann, der diese weisen Worte sprach, mit Fug und Recht die Ehre, der Führer der National-Liberalen unter Ludwig XIV. gewesen zu sein, beanspruchen darf. Philint sagt wörtlich:

„Wenn man nun einmal auf der Welt lebt, muß man
Den Bräuchen dieser Welt auch Rechnung tragen.“

Meine Herren, „Rechnung tragen“, Sie haben es gehört? Und ferner sagt Philint zur Bekräftigung seiner national-liberalen Gesinnung:

„Eu'r philosoph'scher Groll ist gar zu wild,

(er meint damit die Linke mit dem langweiligen Rechtsboden!)

Eu'r unwirsch Wesen bringt mich fast zum Lachen.
Du lieber Gott, wir wollen um die Sitten
In unsrer Zeit uns weniger betrüben,
Nachsichtig mit der menschlichen Natur,
Mit ihren Fehlern nicht so streng verfahren.
Die Uebertreibung in der Weisheit selbst
Kann zu gerechter Rüge Anlaß geben.
Der grade Sinn flieht jegliches Extrem
Und will, daß man in Weisheit maßvoll sei!
Man muß sich schicken in der Zeiten Lauf
Ohn' Sträuben; Thorheit ist es sondergleichen
Als Besserer des Weltalls aufzutreten . . .
Ich nehme just die Leute wie sie sind,
Gewöhne mich zu dulden, was sie thun
Und glaube, überall wird auch mein Phlegma
So philosophisch sein wie Euer Groll.“

„Die Fortsetzung können Sie in der ersten Scene des „Misanthrop“ selbst nachlesen, und wenn das nicht national-liberal ist — na, dann weiß ich's nicht.“

Wenn übrigens die Einberufung des Reichstags nach Versailles demnächst erfolgen sollte, so wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß dieselbe mit dem Beginn des Bombardements von Paris noch nicht zusammenfiele. So ähnlich schrieb neulich die „Provinzialcorrespondenz“, als sie der Ungeduld des Publicums durch eine sachgemäße Notiz begegnen wollte. Ich möchte nur wissen, wo diese Officiösen ihren Stil beziehen. Der Wunsch unseres sentimentalen und gemüthlichen Volkes, Paris in Brand geschossen zu sehen, hat aber etwas unbeschreiblich Anmuthendes; und es ist offenbar eine grobe Rücksichtslosigkeit, daß diesem berechtigten Verlangen im Hauptquartiere so spät entsprochen wird. Weshalb da viel Federlesens machen, weshalb da groß schonen? Laßt die feurigen Bomben erschallen! Was kommt darauf an, daß eine der schönsten Städte der Welt zerstört wird? Weshalb erst alle Mittel der Ueberredung erschöpfen, ehe man zu diesem äußersten greift? Wir daheim, die wir vor den Schrecken des Krieges bewahrt geblieben sind, Abends an unserm Stammtisch unser Glas Bier trinken und sicher ein Uebriges gethan haben, wenn wir für die Verwundeten so viel „spenden“, wie uns meinetwegen tausend Cigarren gekostet hätten (die wir übrigens glücklicherweise deshalb nicht weniger rauchen) — wir haben doch auch das Recht mitzusprechen und wir verlangen ein bischen Bombardement! Ohne Bombardement kein reelles Vergnügen

Und wozu dienen die Unterhandlungen? Bismarck will ja so wie so auf nichts eingehen Hat er doch selbst das große Zugeständniß der pariser Regierung, die Einschließung der gastfreundlichen Hauptstadt gänzlich zu ignoriren und über die unziemlichen Zudringlichkeiten der Deutschen ein Auge zuzudrücken, zurückgewiesen. Mit einem so unzugänglichen Manne läßt sich gar nichts anfangen.

Das begreift auch Bayern, welches mit vollem Rechte darauf besteht, sich seine diplomatische und militairische Selbstständigkeit zu wahren. Der wackere „Volksbote" in München weiß das am besten, er, der vor Kurzem das schöne Lied sang:

„Und schwarz ist der Teufel
Und weiß ist der Tod,
Und schwarz-weiß ist preußisch —
Davor behüt' uns Gott!"

In der That, weshalb sollte Bayern seine diplomatische Selbstständigkeit nicht bewahren?

Man hat neuerdings in einem Ballon Schriftstücke aufgegriffen, durch welche ein bayerischer Gesandter an einem neutralen Hofe stark compromittirt wird. *)

Und weshalb seine militairische nicht?

General v. d. Tann hat der Uebermacht weichen, und nach Zurücklassung zweier zufällig verirrter Kanonen Orleans räumen müssen. Es ist dies die erste Schlappe, die wir in diesem Feldzuge zu verzeichnen haben. *)

*) Hier müssen sich einige Sätze verschoben haben, da zwischen diesen und den vorstehenden Sätzen der Zusammenhang gänzlich fehlt. Anmerkung des Metteur en pages.

Jawol, wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern. Aber es darf nichts kosten.

Eben — beim Schluß meines Briefes — höre ich, daß Dr. Hans Blum nach Deutschland zurückgekehrt ist; der Reichstag wird also in Berlin zusammentreten.

Stets

Ihr

harmloser Kleinstädter.

X.

Davon versteht die Frau unseres Cultusministers auch etwas. — Alle Achtung vor Dr. Friedenthal als Anreger der Kaiserfrage. — Vorhofklänge eines Wahrheitssuchers.

Aus Deutschland im December 1870.

Lieber Freund!

Ich habe die schmerzliche Pflicht, Ihnen den Verlust meiner norddeutschen Bundeseigenthümlichkeit hiermit ergebenst anzuzeigen. Ein schmerzlicher Verlust, für den ich kaum durch die Erfahrung entschädigt worden bin, daß die Frau unseres Cultusministers von Musik auch etwas versteht. Nichtsdestoweniger ist diese Erfahrung nicht gering anzuschlagen. Daß man den Rücktritt eines Professors der Musik vom berliner Conservatorium damit motivirt, daß die Frau des Cultusministers den Rücktritt wünscht und von Musik auch etwas versteht, muß in der That als ein erheblicher Fortschritt in der Geschichte der Menschheit bezeichnet werden. Ich habe mir das so zu eigen gemacht, daß ich alle meine Entschlüsse damit motivire, daß meine Frau auch etwas von der Musik versteht, und es wäre sehr wünschenswerth und richtig, wenn diese Philosophie in den weitesten Kreisen Anhänger fände. Denken Sie nur, lieber

Freund, wie viel unnütze Reden, wie viel dickleibige Drucksachen erspart werden könnten, wenn man die Nothwendigkeit eines Gesetzes, oder die Nothwendigkeit, dasselbe zu bekämpfen, lediglich von den Wünschen der lieben Frau Gemahlin abhängig machte. Also z. B. Bismarck bringt eine Bundesanleihe ein; Motive: seine Frau versteht auch etwas davon; Mende bekämpft sie; Motive: seine Frau versteht auch etwas davon. Kurzum, der Satz ist mir zur zweiten Natur geworden. Und wenn ich in eine Discussion verwickelt und in die Enge getrieben werde, so habe ich als letztes Argument immer den siegreichen Satz: „Lieber Freund, meine Frau versteht auch etwas davon.“ Ich kann Ihnen dieses Mittel für Ihren Privatgebrauch nur zur Nachahmung empfehlen. Und, lieber Freund, von Nachahmung versteht meine Frau auch etwas.

Aber trotzdem ist es doch ein eigenthümliches Ding um den Verlust der kaum erworbenen norddeutschen Bundesbrüderlichkeit. Ich fing gerade an, in meinem norddeutschen Bundesschlafrock warm zu werden, da wird er mir ganz unerwartet eines Tages über die Ohren gezogen, und ich werde, ohne daß ich es ahne, in den zwar sehr modern geschnittenen, aber noch unbequem sitzenden Frack eines deutschen Reichskleinstädters gesteckt. Gott weiß, wie viel Zeit vergehen wird, bevor ich mich in den neuen Frack und in die neuen Verhältnisse hineingefunden habe. Ich bin ein conservativer Mann und

„Das Neue bringt herein mit Macht; das Alte,
Das Würd'ge schwindet, andere Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht.“

Und darin dulde ich keinen Widerspruch; denn vom andern Geschlecht versteht meine Frau auch etwas.

Also deutsches Reich mit deutschem Kaiser an der Spitze. Und Oesterreich (daß Gott erbarm', sollte jetzt heißen Oesterarm) besitzt nicht mehr allein den Vorzug, einen Reichsrath und einen Reichskanzler zu haben; und auch Beust wird zu den zahlreichen Betrübnissen der letzten Monate noch den Verdruß hinzuzufügen haben, daß er nicht mehr der einzige Reichskanzler ist. Auch Graf Bismarck wird diesen Titel führen, und ein Titel muß uns Deutsche immer erst vertraulich machen. Der Titel wäre also gefunden, gerade wie für die Vogesen-armee. Es fehlt nur noch die Sache. Aber es wird sich ja Alles mit der Zeit finden.

„Was heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langsam wächst die Eiche,
Und chi va piano va sano so heißt
Das Sprüchwort im römischen Reiche."

Und ich bin allerdings der Ansicht — es würde mir leid thun, wenn ich mich zu dem verehrten Volksvertreter Fritz Mende, der den Humoristen unserer Zeit die gefährlichste Concurrenz macht, in Widerspruch setzte — daß in den letzten fünf Jahren ein redliches Stück deutscher Arbeit gethan ist. Meine Frau ist ganz derselben Ansicht, und von deutscher Arbeit versteht sie auch etwas.

Trotzdem kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich mir in der seligen fröhlichen Kinderzeit das Wiedererwachen Barbarossa's und die Wiederbegründung des deutschen Reiches in neuer Kraft und Herrlichkeit etwas weniger nüchtern vorgestellt habe, als es in Wirklichkeit

geschehen ist. Meine jugendliche Phantasie malte sich da ein wundervoll belebtes Bild aus. Ich hörte die Rosse schnauben, die Schwerter klirren, die Trompeten schmettern, die Fahnen rauschen. Und nun ist es so ganz anders gekommen. Dr. Friedenthal's Fehler ist es jedenfalls nicht, wenn die deutsche Kaiserfrage nicht mit dem poetischen Prunke aufgeworfen ist, welcher romantischen Gemüthern dabei erforderlich zu sein schien. Dieser Herr Dr. Friedenthal ist wirklich ein kleiner Ausbund von Geschicklichkeit, und wenn Sie jemals in die Verlegenheit kommen, etwas Wünschenswerthes anregen zu lassen, so rathe ich Ihnen dringend, wenden Sie sich an Dr. Friedenthal. Es war gar nicht möglich, die Sache feiner und geschmackvoller einzufädeln, als er es gethan hat. Er erinnerte mich unwillkürlich an den Sonderling, der jede seiner Anecdoten, die er erzählen wollte, mit der Frage einleitete: „Fiel da nicht eben ein Schuß?“ Wenn die Befragten erstaunt antworteten, daß sie nichts davon gehört hätten, so fuhr er fort: „Bei der Gelegenheit fällt mir eine reizende Geschichte ein“, und dann folgte die Geschichte. Genau so machte es Herr Dr. Friedenthal auf der Tribüne des Reichstags. „Fiel da nicht eben ein Schuß?“ (Zeichen der Verneinung in der Versammlung.) „Es fiel kein Schuß? Nun, wie wär's denn mit dem Kaiser?“ — „Eigenthümlich“, versetzte Delbrück, „daß die Kaiserfrage, welche der geehrte Herr Vorredner in dem Aufwallen seiner patriotischen Begeisterung angeregt hat, auch schon den Gegenstand der Verhandlung zwischen den deutschen Fürsten gebildet hat. Ich bin ermächtigt, folgenden

Brief des Königs Ludwig dem hohen Hause mitzutheilen." Wer darin eine Absichtlichkeit wittert, wer sich dem schnöden Verdachte nicht verschließen kann, daß Friedenthal die Frage auf höhern Wunsch in die Debatte geworfen habe, der ist einfach unverbesserlich. Einen Widerspruch gegen diese meine Ansicht kann ich nicht dulden, denn von der deutschen Kaiserfrage versteht meine Frau auch etwas.

Aber lassen wir die deutsche Kaiserfrage und sprechen wir von etwas Lyrischerem, z. B. von Weihnachtspräsenten. Ich werde mir nicht den Kopf zermartern, um nach dem üblichen Feuilletonrecept allen möglichen Größen dieser Welt etwas ausgesucht Geistreiches zum Christabend zu verehren. Ich beschenke keine Größe, sondern mich selbst, und ich glaube Sie überzeugen zu können, daß ich mich auch nicht mit etwas ausgesucht Geistreichem zu überraschen gedenke. Ich bescheere mir die dritte Auflage der „Vorhofklänge von einem Wahrheitsucher" (Barmen, bei Langewiesche, 1869), die ihnen jedenfalls bekannt sind.

Nicht? Aber, liebster Freund, dann gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Ihnen die Perlen unserer deutschen Dichtung bisher verborgen geblieben sind. Sehen Sie sich einmal die den Gedichten des „Wahrheitsuchers" vorgedruckten Beurtheilungen an, und Sie werden beschämt sein, daß Ihnen der so gerühmte Dichter bisher entgangen ist. Heinrich Kurz urtheilt über den „Wahrheitssucher" (IV. Band seiner „Geschichte der deutschen Literatur", S. 52): „Wo der Verfasser sich in das Reich der Empfindungen und Gefühle versenkt,

überrascht er oft durch neue Behandlung bekannter Stoffe, durch wahrhaft poetische Gedanken und glückliche Ausführung.“ Levin Schücking rühmt an dem Buch „viel Wahres und viel Treffendes“; Fedor Wehl, in den „Jahreszeiten“: „Kühnheit der Anschauung, die frappirt und im Innersten packt, keck aufgegriffene Einfälle und Gestalten, welche uns eine ringende Gigantenkraft zeigen“. Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ sprechen dem Verfasser „geistige Frische“ zu ꝛc. Dies sind nur einige der vielen Zeugnisse, welche für die Tüchtigkeit unseres Dichters sprechen. Er hat sich, wie Sie gesehen haben werden, durch seine „Vorhofklänge“ einen dauernden Platz in der Literaturgeschichte erworben.

Da ich nun weiß, mit welcher Gewissenhaftigkeit literarische Kritiken geschrieben werden, so mußten die anerkennenden Beurtheilungen der angeführten Autoritäten allein schon für mich bestimmend sein, um die Bekanntschaft des „Wahrheitsuchers“ zu machen. Und ich habe in der That in dem Büchlein, welches bereits eine dritte Auflage erlebt hat, so viel Anziehendes, Neues, Ueberraschendes gefunden, daß ich sofort beschloß, mir mit den „Vorhofklängen“ eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten. Uneigennützig, wie ich bin, will ich Sie sogar an dieser Freude theilnehmen lassen und Ihnen aus dem reichen Inhalt der „Vorhofklänge“ einige reizende Kleinigkeiten mittheilen.

Der „Wahrheitsucher“ ist Vater geworden. Hören Sie, wie lieb, wie innig er seinen Sprossen („Vatergruß“, S. 34) anredet:

„Da bist Du nun, da liegst Du nun,
Du frisches Menschenwesen!
Der Mutter gabst Du viel zu thun —
Sie wird mit Gott genesen.

Zum Werkzeug Seiner Schöpferkraft,
Die hier allein zu loben, —
Zum höchsten Stand, zur Vaterschaft,
Hat Gott mich Wurm erhoben."

Bemerken Sie die poetische Feinheit: unter dem „Wurm" versteht man in der Prosa gewöhnlich den kleinen Bengel, in der Poesie aber ist der Vater ganz Wurm, der zum höchsten Stand, zur Vaterschaft, erhoben wird. Und nun mustert der Vater den Erstgebornen:

„Zwei Oehrlein und zwei Aeugelein,
Ein Näschen und ein Mündchen —
Ja, Alles da! — und seht, wie fein!
Nirgend ein Tadelgründchen."

Finden Sie nicht mit mir, daß diese Verse fließen wie das Bächlein auf der Wiesen? Wer möchte wol behaupten, daß der Ausruf: „Seht, wie fein!" nur deshalb da sei, um auf die „Aeugelein" zu reimen, und daß das allerliebste Diminutiv „Tadelgründchen" dem vorher stehenden „Mündchen" sein Dasein verdanke!

Der Dichter der „Vorhofklänge" ist aber nicht nur lieblich, er kann auch sehr energisch sein und für die „ringende Gigantenkraft", von welcher Fedor Wehl's „Jahreszeiten" sprechen, den packendsten Ausdruck finden. So singt er (Seite 50) in einer Polemik gegen „gewisse Apostel der Schönheit":

„Was ist ein schön Gesicht Euch nütze,
Worin das schönste Auge blinkt:
Wenn Euer Herz wie eine Pfütze
Empor zum blauen Himmel stinkt?

Der „Wahrheitsucher" macht dazu selbst die Anmerkung, er wisse sehr wohl, daß dieser Ausdruck vielfach als in der Poesie gänzlich verpönt betrachtet werde, er sei aber der Ansicht, daß unter Umständen der Dichter sich auch solcher Wörter bedienen dürfe; und ein solcher Fall scheine ihm hier vorzuliegen. Ich bin ganz dieser Ansicht; es wäre ein Jammer, wenn bibelkernige Bilder, wie „zum Himmel stinkende Pfützen", aus unserer Literatur verschwinden sollten. —

Zuguterletzt — ich muß mich in meinen Auszügen leider beschränken — will ich Ihnen noch eine rechte Freude bereiten und eines der Gedichte — dasjenige, welches mir am meisten gefallen hat — vollständig hier mittheilen. Es führt den Titel: „Von einem heiligen Hündlein" und steht auf Seite 219 u. f. Es lautet also:

„Ich hab' ein Hündchen, keck und fein;
Ich nenn' es mein Gewissen.
Ich möchte Alles sonst, was mein,
Wohl lieber als dieses missen.

Ein Unbekannter schenkt' es mir;
Ich kann's ihm nie vergüten.
Es ist ein kluges, treues Thier,
Geschaffen, mich zu hüten.

Wenn etwas Gutes ich begann,
Vielleicht auch gar vollende,
So blickt mein Thier mich freundlich an,
Leckt wedelnd mir die Hände.

Doch wenn ich, was nicht recht ist, will,
So zeigt es Angst und Beben,
Und knurrt und bellt, und ist nicht still
Bis ich es drangegeben.

Beacht' ich seine Warnung nicht,
Und handle wirklich böse,
Dann rächt es die verletzte Pflicht.
Mich beißend mit Getöse.
Und läßt nicht nach, bis ich in Reu'
Vergebung mir errungen. —
O, daß so oft ich seine Treu'
Zum Beißen hab gezwungen!"

Ich habe mich in diese Verse so hineingelesen, daß ich unwillkürlich fortfahre:

„O, daß mich diese Poesei
Zum Beißen hat gezwungen,
Und daß die Kritisirerei
Dem Tollhaus ist entsprungen."

Und vom Kritisiren versteht meine Frau auch etwas.

Sonst ist nicht viel Neues passirt: Herzog Ernst hat sich in Versailles dem Kugelregen in dem vier Meilen davon entfernten Brie sur Marne ausgesetzt und deshalb das nicht glückliche Eingreifen der Sachsen getadelt, Liebknecht ist einigemal zur Ordnung gerufen, Beust hat ein bischen vermittelt, unaufgefordert, wie er sich hatte, Madrid ist ruhig und — vor Paris nichts Neues, sagt Podbielski.

Wie immer

der Ihrige.

XI.

Literarisches Receptbuch. — Die Kriegsdichtung. — Wie man ein Buch über Paris schreibt und sich das Recht der Uebersetzung vorbehält. Dr. Albert Wittstock als Uebersetzer.

Aus Deutschland im Januar 1871.

Es ist Ihnen nicht unbekannt, lieber Freund, daß ich mir einbilde, von Zeit zu Zeit gute Ideen zu haben. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon früher von meinem Projecte gesprochen habe, mit Benutzung des Georg Hesekiel'schen Kochbuchs ein literarisches Receptbuch herauszugeben. Ich habe Beiträge von den bedeutendsten zeitgenössischen Schriftstellern gesammelt, und einige Abschnitte sind bereits fix und fertig und werden zur Lösung des Problems: ohne irgend etwas gelernt zu haben und ohne auch nur eine Spur von Talent zu besitzen, dennoch ein gelesener Schriftsteller zu werden, wesentlich beitragen.

Das einleitende Capitel, „Wie man einen Leitartikel schreibt, ohne sich etwas dabei zu denken", stammt aus der Feder eines unserer gediegensten Publicisten.

Für das Capitel, „Die Kunst von sich reden zu machen", haben mir Robert Hamerling (Specialität für Erzielung von Auflagen), A. Mels (Specialität für lite-

rarisches Remorqueursystem), der Verfasser des „Schuldbuch Napoleon's" (Specialität für Widmungen) und sonstige ausgezeichnete Schriftsteller werthvolle Winke gegeben.

Mit besonderer Sorgfalt ist das Capitel „die Kunst, in patriotische Wallung zu gerathen, oder: wie man ein Kriegsgedicht schreibt", behandelt worden. Da das Thema noch zeitgemäß ist, will ich Ihnen hier einige Mittheilungen aus diesem Abschnitte geben.

Die Kriegspoesie zerfällt in vier verschiedene Perioden. Erste Periode: Aufruf zum Kampf. In dieser Periode ist der Feind mit äußerster Mißachtung zu behandeln. Man nenne den Franzosen nie anders als Welschen oder Franzmann, den Russen Kosacke, den Engländer falschen Briten; man spreche stets von einem deutschen Flusse oder von mehreren deutschen Flüssen; man reime stets Sieg mit Krieg. Dies für die äußere Form. Inhalt: Man muntere das Volk auf, zu den Waffen zu eilen, obgleich dies eigentlich sehr überflüssig ist, da bei der vorzüglichen Armeeorganisation des norddeutschen Bundes die wehrfähigen Mannschaften so wie so ausgehoben, Freiwilligencorps aber gar nicht geduldet werden. Beispiel:

„Auf, deutsches Volk, zum Kriege!
Was stehst und zauderst Du?
Zum Kampfe oder Siege,
Sonst giebt es nimmer Ruh'.

Der Welsche steht am Rheine!
Das Schwert zur Hand! Hurrah!
Auf, mach' Dich auf die Beine,
Stolze Germania!"

Zweite Periode: Nach den ersten Siegen, wenn gar kein Grund vorhanden ist, entmuthigt zu sein, muß es der rechtschaffene patriotische Dichter für seine Aufgabe halten, vor Entmuthigung zu warnen; denn als allgemeine Regel bei den patriotischen Gedichten ist hinzustellen, daß diese überhaupt ganz und gar überflüssig sind. In dieser zweiten Periode ist zunächst der elegische Ton anzuschlagen. Man weise auf die Schlachtfelder hin und mache dann einen kühnen Sprung, um von Neuem den Ton der ersten Periode wieder anzuschlagen. Beispiel:

„Zerfetzte Fahnen, Todeswunden,
Sedan und Metz, o grause Stunden,
Das Herzblut floß, es sinkt der Muth,
Das ew'ge Siegen thut nicht gut.

Doch haltet fest, wie's Loos auch falle,
Nur vorwärts zu des Ruhmes Höh'n!
Wir können doch auf keinem Falle
Zur Heimat jetzt nach Hause gehn."

Dritte Periode: Warnung vor faulem Frieden. Wiederum, wenn gar kein Grund vorhanden ist, einen faulen Frieden zu besorgen. In dieser Periode ist stets das Wort zu citiren, daß die Feder der Diplomaten nicht verderben möchte, was das Schwert des Kriegers gut gemacht. Außerdem ist der neutralen Mächte in dieser Periode stets mit einiger Mißachtung zu gedenken. Beispiel:

„Kein fauler Friede! Was das Schwert gethan,
Nicht fasse es die feile Feder an.
Was will der Schwächling an der Donau Strand?
Was will das Krämerpack von Engelland?

Halt fest, o König! Was das Schwert gewann,
Das geht ja die Neutralen gar nichts an.
Noch halten wir das Schwert in nerv'ger Hand;
O, schwanke nicht mein Vaterland!"

Vierte Periode: Dieselbe läßt sich in das eine Wort: Zurück! zusammenfassen. Grundcharakter: schmerzlich bewegt. Der Krieg hat nun lange genug gedauert. Die Sehnsucht nach dem Frieden sucht nun ihren poetischen Ausdruck. In dieser Periode ist von den Neutralen nicht mehr die Rede, auch nicht mehr von faulem Frieden. Jetzt ist es an der Zeit, einige stille Besorgniß darüber durchblicken zu lassen, ob denn auch das Ergebniß der gebrachten Opfer werth sei, ob die Freiheit des Volkes durch die Siege vermehrt werden wird. Die Heerführer, die ihre Schuldigkeit gethan haben, können jetzt gehen, ja, es ist sogar gestattet, sie Attila, oder Geiserich, oder Nero zu nennen. Beispiel:

„O, grauser Krieg, willst Du denn niemals enden?
Wo ist der Gott, der endlich Friede spricht,
Und aus den blutgetränkten Händen
Die Blume Freiheit für die Völker bricht?

Genug des Mordens und genug der Qualen,
Reizt, König, Dich der Ruhm des Geiserich?
Und sollen unsre Brüder gleich Schakalen
Auf ihre Beute würgend stürzen sich?

Sehnt sich der Gatte nicht zur Gattin wieder?
Sehnt sich zur Mutter nicht der treue Sohn?
O, senktest Du Dich, goldner Friede nieder
Und sprächen wir zu Dir erst: hat ihm schon!"

Diese vier Perioden reichen für den Bedarf während des Krieges vollkommen aus.

Das nächste Capitel giebt die nöthigen Anweisungen über „Die Kunst, in vierundzwanzig Stunden ein Buch über den Geist des neunzehnten Jahrhunderts und besonders über Geist, Gemüth und Publicität in Paris“ zu schreiben. Die Anweisung ist sehr einfach: man nehme das Werk eines beliebten französischen Schriftstellers, das große Erfolge errungen hat, suche aus diesem diejenigen Capitel heraus, welche sich zur Uebersetzung am meisten eigen, übersetze dieselben so ungeschickt wie irgend möglich; nehme ein zweites Buch von einem andern beliebten Schriftsteller und verfahre mit diesem ebenso; nehme ein drittes Buch von einem dritten und verfahre damit ebenso; nehme verschiedene Zeitungsartikel und übersetze sie desgleichen; schreibe die verschiedenen Titel auf kleine Zettelchen, werfe diese in einen Hut, schüttle sie tüchtig durcheinander und lasse von einer Jungfrau — oder in Ermangelung einer solchen — von einem Waisenknaben einen Zettel nach dem andern herausnehmen; darauf nehme man in derselben Reihenfolge die den Zettelchen entsprechenden Aufsätze, paginire sie nach dieser Bestimmung des Looses und biete sie dem Dr. Langmann zum Verlag an. Ist dies geschehen, so schreibe man Titel und Einleitung, damit das Buch auch Originalbeiträge enthalte, und erzähle, daß die folgenden Schilderungen theils „eigene Beobachtungen und Bearbeitungen“, theils „Darstellungen nach französischen Schriftstellern“ seien. Diese zwei Zeilen genügen, um den ganzen folgenden Inhalt vor dem Vorwurfe, ein jämmerliches Plagiat zu sein, zu schützen.

Ein nach diesem Recept verfertigtes Buch existirt

bereits, und ich habe mit vielem Vergnügen gesehen, daß sich das Recept wunderbar bewährt hat. Das Buch führt den Titel: „Paris, Haus, Frau, Familie im Babel an der Seine“ von Albert Wittstock. Zwei Bände. „Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten“, wie's auf dem Titel ausdrücklich geschrieben steht.

In diesen beiden Bändchen, die zusammen ungefähr dreihundert Seiten stark sind und zweiundvierzig verschiedene Aufsätze enthalten, sind vierzehn Aufsätze (ungefähr hundert Druckseiten) — also gerade ein Drittel des ganzen Buches, aus einem und demselben französischen Werke übersetzt. Die anderen zwei Drittel kommen mir auch zum großen Theil sehr bekannt vor; ich habe aber noch keine Nachforschungen gehalten, um mich zu vergewissern, woher diese genommen sind.

Die folgenden Aufsätze: Die Familie. Auf dem Stadthaus und in der Kirche; Eindrücke der Braut. Ich soupire bei meiner Frau Mein Erstgeborner. Er würde jetzt vierzig sein. Das Kind mausert sich. Pariser Herbst. Plaudereien. Ein wenig Plauderei — im ersten Bande; im zweiten: Die Büßerinnen. Die Predigt. Ein Traum. Die Seele in Noth. Briefe einer jungen Mutter an ihre Freundin — alle diese Aufsätze sind aus dem bekannten Buche: „Monsieur, Madame et Bébé von Gustav Droz wörtlich übersetzt und natürlich ohne Quellenangabe. Der erste Satz des Vorwortes: „Die beifolgenden Schilderungen sind theils eigene Beobachtungen und Bearbeitungen, theils Darstellungen nach französischen Schriftstellern“, hat augenscheinlich den Zweck, die Ladung von Schmuggelwaare

als gute Fracht zu decken. Nach meiner Meinung genügt so ein verblümtes Sätzchen auch vollkommen, um den Autor von dem Vorwurf der etwas weit getriebenen Aneignung geistigen Besitzthums freizusprechen. Es liegt mir daher sehr fern, dem Verfasser, Herrn Dr. Albert Wittstock böse zu sein, daß er von den dreiunddreißig Aufsätzen des Droz'schen Buches blos vierzehn, und von den 390 Seiten, welche dasselbe enthält, die Kleinigkeit von 153 Seiten wörtlich übersetzt hat, ohne die Quelle anzugeben und unter Vorbehalt des Uebersetzungsrechts! Dergleichen kann in der Eile passiren.

Was mir an dem Buche weniger gefällt, ist die Uebersetzung selbst und die Wahl einiger der Aufsätze, deren Uebersetzung er sich vorbehält. Das Buch von Droz ist für Paris und im reinsten Pariserisch geschrieben. Und wer Paris kennt, weiß, wie namentlich das wunderliche Gemisch von Frivolität und Sentimentalität, von Patchouli und Myrrhen, Kloake und Weihrauch dem Pariser Publicum behagt. Gerade diesem Gemisch hat das Droz'sche Buch seinen ungeheuren Erfolg (mehr als dreißig Auflagen in kurzer Zeit) zu verdanken.

Ganz in diesem Sinne ist z. B. der Aufsatz geschrieben, welcher die Trauung auf dem Rathhaus und in der Kirche schildert. Droz giebt da ein sehr lebendiges Bild von der Verschiedenheit der beiden Trauungen, der geschäftlich trockenen bürgerlichen und der poetisch weihevollen kirchlichen. In einem Lande wie Frankreich, wo die Civilehe obligatorisch und die kirchliche Trauung facultativ, kann ein Feuilletonist, der sich um die Weisheit der Gesetzgebung nicht sonderlich zu kümmern hat, mit

vollem Rechte das geschäftsmäßige Notarielle der Civilehe lächerlich machen und die ideale Symbolik der kirchlichen Trauung mit begeisterten Worten preisen. In dem leichtfertigen Paris macht sich das der Abwechselung halber sogar sehr gut. Uebersetzt man aber ein solches Capitel in's Deutsche, so bekommt es einen wesentlich anderen Charakter. Es wird geradezu reactionair. Und eine Verherrlichung der kirchlichen Trauung auf Kosten der Civilehe in derselben Sprache, welche Frau Adelheid spricht, ist wesentlich anders als dasselbe Thema in der Sprache Voltaire's und Rousseau's. Das hat Herr Wittstock unberücksichtigt gelassen und ruhig das Droz'sche Capitel übersetzt, als wäre das darin geistreich entwickelte Paradoxon der Ausdruck der Pariser Stimmung, als wäre es in der That beklagenswerth, daß die Franzosen die Civilehe haben. Ich meine, es zeugt nicht von sonderlichem Judicium, als Deutscher die folgende Phrase eines französischen Spaßvogels ruhig in sein Werk zu übernehmen, wenn man nicht etwa beabsichtigt, unter Herrn von Mühler Carrière zu machen: „O, ihr Narren, die ihr euch von den Altären entfernt und nicht die Entzückung eines Herzens kennt, welches sich in Gott vertieft.“ Ja, ja, mangelnder Kirchenbesuch — da liegts, das war, was den Parisern fehlte, nur das!

Aber von der Wahl der Stoffe will ich nicht weiter sprechen; und vielleicht sind auch die folgenden Bemerkungen über die Uebersetzung etwas zu scharf. Ich gehöre nämlich zu den eigenthümlichen Menschen, welche verlangen, daß ein Uebersetzer die Sprache, aus welcher er übersetzt, und die Sprache, in welche er übersetzt, un-

gefähr kennt. Ich weiß, das ist viel verlangt. Herr Dr. Albert Wittstock kennt weder die eine noch die andere Sprache; und das ist am Ende doch wohl ein bischen zu wenig für einen Uebersetzer. Daß ihm einzelne sprachliche Feinheiten entgehen, will ich nur nebenbei erwähnen. Sprachgefühl ist eben ein ganz eigenthümliches Ding, welches nicht Jedermann besitzt. Drum mach' ich ihm keinen Vorwurf daraus, daß er den Unterschied zwischen gewissen Worten im Französischen und Deutschen, welche denselben Begriff ausdrücken, nicht herausfühlt. So ist zum Exempel das Wort „narine“ im Französischen bei Schilderung einer Person sehr wohl zu gebrauchen; es hat keinen unangenehmen Klang, es thut nicht wehe. Das deutsche Wort: „Nasenloch“ aber klingt, wie mir scheint, immer etwas häßlich; und wenn ich meine Geliebte schildern wollte, würde ich von allen möglichen Einzelheiten ihres Gesichts lieber sprechen, als von ihren „Nasenlöchern“, und wenn diese auch entzückend sind. Herrn Wittstock genirt das nicht weiter; er läßt die Braut während des Actes der Trauung von ihrem Bräutigam folgende Schilderung entwerfen: „Georg schien verwirrt (soll „ärgerlich“ heißen, irrité), die Nasenlöcher standen ihm weit offen und er biß sich auf die Lippen.“ Wenn ich der „Georg“ gewesen wäre, und wenn meine Frau bemerkt hätte, daß mir während der Trauung die „Nasenlöcher“ weit offen standen, so hätte ich mich in der Sacristei auf der Stelle wieder entehelichen lassen.

Etwas bedenklicher erscheint es mir, wenn Dr. A. Wittstock: „chut! fit-elle“, was, wie jeder Quartaner

weiß: „still! sagte sie“ heißt, mit „stille! machte sie“, übersetzt. Als ich das las, fragte ich mich erstaunt: was machte sie? „stille! machte sie“, erwiederte Wittstock (I. Bd., S. 48).

Die scherzhaft schmollende Anwendung des „Monsieur“ und „Madame“ im Französischen, die sich im Deutschen etwa durch das Wörtchen „man“ wiedergeben ließe — wie z. B. in dem Dialog zwischen Mann und Frau: „Monsieur s'excuse?“ etwa mit „will man sich entschuldigen?“ zu übersetzen wäre; denn das Wort „Monsieur“ ist hier eben nichts als eine kokette Umgehung des bestimmten persönlichen Fürwortes, die durch das unbestimmte Fürwort „man“ ebenfalls erreicht wird — dieses „Monsieur“ übersetzt Wittstock ganz stramm mit „mein Herr“. Ich bin verheirathet und spreche aus Erfahrung, und bei der Ehrlichkeit aller Verfasser von Pariser Skizzen kann ich schwören, daß meine Frau niemals zu mir gesagt hat: „Mein Herr entschuldigt sich?“

Herr Dr. Wittstock befleißigt sich in seiner Uebersetzung, deren Uebersetzung vorbehalten ist, überhaupt des engsten Anschlusses an das Original; und aus dieser Aengstlichkeit entstehen oft curiose Dinge. Das französische „embrasser“, deutsch: „küssen“, übersetzt Herr Wittstock beständig mit „umarmen“; er läßt das „gute Weibchen große Schreie ausstoßen“ (de grands cris), er übernimmt Redensarten aus dem Pariser Jargon, die im Deutschen gar nicht zu verstehen sind, z. B. „c'est ce cri! ah, je connais cela, c'est une aiguille

à tricoter dans le coeur" und übersetzt Wort für Wort in's Deutsche; woraus denn bei ihm (I. Bd., S. 62) Folgendes entsteht: „Der Schrei! oh, ich kenne das, es ist mir eine Stricknadel im Herzen!" Als ich diesen Passus im Französischen las, verstand ich ihn nicht vollkommen; nachdem ich die Uebersetzung gelesen habe, verstehe ich ihn gar nicht mehr. Wittstock sagt auch: „ich habe sechsundzwanzig Jahre" („j'ai vingt-six ans"), wofür ich das weniger originelle: „ich bin sechsundzwanzig Jahre alt", lieber wählen würde. Er spricht auch von einem „etwas getrennt stehenden Handwerker" (I Bd., S. 80); er schreibt S. 84: „die Leyer des blonden Jünglings war gestiegen"; das bekannte „dites donc", „hören Sie 'mal", übersetzt Wittstock: „sagen Sie doch"; „enfin", im Sinne von „kurz und gut" als recapitulirendes Nebenwort, übersetzt Wittstock ganz fidel mit „endlich", wodurch der Satz ganz unverständlich wird; das familiäre „mais oui", was wir mit „versteht sich", oder „natürlich", oder „freilich" ausdrücken, übersetzt Wittstock ganz wörtlich und ebenso unverständlich mit: „aber ja!" Fast jeder Satz seines Buchs enthält eine unverständliche Wendung, oder mehrere; ganz polizeiwidrige Gallicismen, Ausdrücke wie „ein gar nichts", ein „Mann von Geist und Welt" (homme d'esprit et du monde"), der sich mit der „Frau von Welt" (II. Bd., S. 42) gut verträgt; „ein Geist von oben, welcher unter uns herniedersteigt" (II. Bd. S. 48) — ein curioser Geist, der es fertig bringt, von oben unter uns zu steigen! Und dergleichen Scherze findet man beinahe auf jeder Seite.

Am hübschesten aber ist die folgende Stelle: Wittstock schreibt unter dem Titel „Plaudereien“:

„Madame (ihre kleinen Finger in der Luft bewegend): „Rings umher Liebschaften; es schwärmt wie um Bienenkörbe.“

„Freundin: Das hat Art, meine Beste.“

„Madame: Ja, ich glaube, daß es Art haben wird; und über diesem Schaum, diesem Schnee fallen die großen Schöße in blauer Seide zurück wie der Leib. . .“

Fünfhundert Thaler Demjenigen, der diese Sätze versteht. „Rings umher Liebschaften?“ Liebschaften die „Art“ haben? Schöße in blauer Seide, die über einem Schaum im Dativ zurückfallen? Und zurückfallen „wie der Leib“? Wird wol gar eine obscöne Geschichte werden? Um des Himmels Willen, was bedeutet das Alles, was bedeuten die „Bienenkörbe?“ Habe ich das bischen Deutsch, das ich mit heißem Bemühen erlernt habe, gänzlich vergessen?

Die Sache wird vielleicht etwas klarer werden, wenn wir, ohne auf das dem Wittstock'schen Buche vorgedruckte Verbot: „das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten“ zu achten, diese Sätze aus dem geliebten Deutsch in's Französische übertragen, oder der Einfachheit halber das Droz'sche Buch zur Hand nehmen und Folgendes abschreiben:

„Madame, agitant en l'air ses doigts mignons. — C'est ruché, ruché, ruché, des amours de ruches garnies de blondes tout autour.“

„L'amie. — Ça a du genre, ma belle.“

„Madame. — Oui, je crois que cela aura du genre; et par-dessus cette mousse, cette neige, retombent les grandes basques en soie bleue comme le corsage ...“

Ich begreife, daß der Uebersetzer einige Schwierigkeiten empfunden hat, die ersten Sätze im Deutschen wiederzugeben Wenn er das Wörterbuch nimmt und „ruché“ nachschlägt, wird er leider keine Aufklärung erhalten, denn ein Verbum „rucher“, Participium „ruché“ giebt's im Französischen nicht; das Wort ist eben für das augenblickliche Bedürfniß der kleinen Dame, die Droz sprechend einführt, gebildet worden. Aber es giebt ein Hauptwort rucher und das heißt „Bienenhaus“, und es giebt auch ein Wort ruche, welches „Bienenkorb“ bedeutet. Somit wäre also für den Uebersetzer die Aufklärung gegeben: ruche-Bienenkorb, amours-Liebschaften, tout-autour-ringsherum — das sind die Worte, die man versteht; „blondes“ wird wol „Blondinen“ bedeuten und so ergiebt sich denn mit einer kleinen Anleihe bei der Phantasie die schöne Uebersetzung: „ringsumher Liebschaften“ (des amours tout-autour), „es schwärmt wie um Bienenkörbe“ (ruches), Blondinen (blondes) wohnen in Chambresgarnies (garnies).

So wären wir also aus der Verlegenheit. Nun stimmt allerdings die Fortsetzung nicht recht; denn ein feiner Kopf würde vielleicht durch einen der folgenden Sätze, wo von „Schößchen von blauer Seide“ die Rede ist, auf die gewagte Vermuthung kommen dürfen, daß es sich hier möglicherweise um Toilettengegenstände handle; und dann würde sich ein noch gründlicherer Kenner der französischen Sprache, als Herr Dr. Wittstock

es ist, vielleicht gar zu der kühnen Auffassung emporschwingen, daß „ruches“ mit „Rüschen“ zu übersetzen wäre. So viel ich weiß, bezeichnen nämlich die Damen den Besatz auf ihren Kleidern, die Tüllkrausen, oder wie das Zeug heißt, mit diesem der französischen Toilettensprache entlehnten Ausdruck: „Rüsche“. Man würde dann ferner die Freiheit in der Uebersetzung so weit treiben, daß man das in der Umgangssprache namentlich von Damen tausendmal gebrauchte „amours de . . .“ einfach als einen Ausdruck der Zärtlichkeit auffaßt und nicht mit „Liebschaften“, sondern mit irgend einem zärtlichen, liebevollen Prädicat, z. B. „allerliebst“, „reizend“, „himmlisch“ übersetzt. Dann würde der Satz allerdings ganz anders lauten. Man würde, da sich das Verbum rucher im Deutschen nicht nachbilden läßt, ganz einfach übersetzen: „Das nenn' ich mir aber Rüschen, Rüschen, Rüschen! — himmlische Rüschen, die ringsherum mit Blonden besetzt sind“ — wobei ich nur noch zu bemerken habe, daß der Uebersetzer sich wiederum die Freiheit nehmen müßte: „blondes“ nicht mit „Blondinen“, sondern mit „Blonden“ zu übersetzen. Und so entsteht denn aus dem sehr verfänglichen Wittstock'schen Satze ganz harmloses Toilettengeschwätz; allerdings müssen wir da auf „Liebschaften“ und „Bienenkörbe“ gänzlich verzichten, müssen auch nicht sagen, daß „die Schöße zurückfallen wie der Leib“, sondern daß die „Schöße, wie das Leibchen“ des Costümes „von blauer Seide“ sind. Dann werden wir den Sinn des französischen Originals ungefähr wiedergegeben haben.

Ich mache Herrn Dr. Wittstock wahrhaftig keinen

Vorwurf aus diesem kleinen Versehen, finde es im Gegentheil vollkommen begreiflich; aber unverantwortlich finde ich es von Gustav Droz, daß er in seinem Buche Ausdrücke gebraucht, welche mehr als eine Bedeutung im französisch-deutschen Wörterbuch haben. Wenn so ein Franzos das Wort „ruché“ gebraucht, so soll er doch hübsch hinzusetzen, ob er Bienenkörbe oder Rüschen meint; das ist doch wirklich nicht zu viel verlangt.

Findet man vielleicht, daß ich bei einer Kleinigkeit zu lange verweilt habe? Findet man, daß es gar nicht der Mühe verlohne, ein erbarmungswürdig zusammengestoppeltes Buch zu besprechen, und noch dazu eingehend zu besprechen?

Nun, ich habe es nicht ohne Grund gethan. De multis minimum. An dem einen Beispiele habe ich zeigen wollen, was man ungestraft dem gründlichen soliden deutschen Leser bieten darf, ohne daß die Kritik es für nöthig befindet, den Verfertigern derartiger Bücher auf die Finger zu sehen. Ein Buch, das sich dem Titelblatte nach als Originalwerk aufspielt, das in der Einleitung mit einem glücklichen Euphemismus über die gewaltsame Annexion lächelnd hinwegschlüpft, das nachweislich zu einem Drittel aus einem und demselben französischen Buche abgeschrieben ist, das in undeutschen Wendungen das Mögliche leistet und Uebersetzungsfehler enthält, die einfach haarsträubend sind — ein solches Buch wird in dem gründlich gebildeten, soliden Deutschland gedruckt, verlegt, und am Ende gar gekauft. Es wird vielleicht auch als interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des verkommenen pariser Geschlechts hinge-

stellt. Und unsere aufmerksame Kritik, die sich königlich freut, wenn sie bei einem französischen Schriftsteller eine menschliche Schwäche entdeckt, unsere gediegenen Zeitungen, die ohne Ausnahme jeden französischen Blödsinn zur Belustigung ihrer soliden Leser wohlgefällig mittheilen, die über die Unwissenheit der französischen Gefangenen täglich selbstbefriedigte Notizen bringen — sie sagen über ein solches Buch kein unglimpfliches Wort. Nun meine ich, wäre es nicht ganz unrichtig, wenn wir mit der Reinigung unseres Hauses den Anfang machten, vor unserer eigenen Thür fegten und uns dann, nachdem dieses Geschäft gründlich besorgt ist, darum kümmerten, wie es in und vor dem Hause des leichtsinnigen Nachbars bestellt ist.

Und glaubt man etwa, daß Thorheiten, wie sie in dem Wittstock'schen Buche vorkommen, in Deutschland selten sind oder allein dastehen, so irrt man sich sehr. Ich könnte Beispiele von Unkenntniß der französischen Sprache bei sehr bedeutenden deutschen Schriftstellern, welche aus ihren französischen Studien eine Specialität gemacht haben, anführen, über die man staunen würde. Ich könnte daran erinnern, daß noch vor gar nicht langer Zeit eines der größten und deswegen auch dünkelhaftesten deutschen Blätter die französische volksthümliche Umschreibung für „feste Erde" „plancher des vaches" — also der Fußboden, auf dem die Kühe gehen; ein hübsches, echt volksthümliches Bild für den bloßen Erdboden — ganz gemächlich mit „Kuhdiele" übersetzte. Dieser Ausdruck kam in einer Napoleon zugeschriebenen Aeußerung vor, die in Folge dessen die

Runde durch die meisten deutschen Blätter machte. Hunderttausende von Lesern haben diesen Satz mit der „Kuhdiele" gelesen — wer mag sich dabei wol etwas gedacht haben?

Und daraufhin, lieber Freund, sage ich Ihnen für heute freundlich Lebewohl!

Ihr ergebenster
Kleinstädter.

XII.

Zuguterletzt wirklich ganz harmlos. — Ein Brief aus lauter Citaten. — Was die Verstorbenen über die Gegenwart gesagt haben.

Aus Deutschland im Januar 1871.

Lieber Freund!

Der Krieg ist nun zu Ende. Wer daran noch zweifeln konnte, wird durch die Proclamation von A. Mels eines Bessern belehrt sein. Befürchten Sie nicht, daß ich über die Bedeutung dieses Feldzuges eine längere Rede halten werde; ich vermuthe, daß Sie schon Voraus ziemlich genau wissen werden, was ich etwa sagen könnte; denn Das, was die Mitwelt über die Vernichtung aller französischen Heere, über die Niederwerfung aller Festungen, über die Erbeutung des gesammten Kriegsmaterials und aller Trophäen denkt und fühlt, darf ich wol in weiteren Kreisen als bekannt voraussetzen. Wegen des Urtheils der Nachwelt brauchen wir uns ebenfalls keine grauen Haare wachsen zu lassen; etwas mehr aber bekümmerte mich das Urtheil der Vorwelt. Oftmals, wenn ich ruhelos auf meinem Lager mich wälzte — finden Sie nicht, lieber Freund, daß mein Stil ein merkwürdig leidenschaftliches Colorit annimmt? ich lese nämlich einen Roman von Galen — fragte ich mich: was mögen die Abgeschiedenen, die großen und kleinen Geister der Vorzeit über die Ereignisse des Jahres 1870 wol denken? Und dieser Gedanke ließ

mich nicht ruhen, ich wälzte mich weiter. Da erbarmte sich das Schicksal meiner; denn das Schicksal verläßt nie einen Kleinstädter, wenn er Stoff für seinen nächsten „Harmlosen Brief" braucht. Es trat zu mir und sprach: „Wenn Du selbst keine Gedanken hast, so schmücke Dich mit fremden Gedanken. Schreib einen Brief, der aus nichts Anderm besteht, als aus Citaten." Wie aber soll ich die Citate anbringen? fragte ich. „Nichts einfacher als das", antwortete mir das Schicksal und überreichte mir eine Einladungskarte von Pluto, den ich aus Offenbach's „Orpheus" kannte. Pluto zeigte mir an, daß jeden Nachmittag fünf Uhr, gerade wie bei Laube, bei ihm jeder vernünftige Mensch freien Zutritt habe, daß bisweilen sich eine ganz amüsante Gesellschaft um das höllische Kaminfeuer versammele, und daß es ihn freuen würde, mich dort zu begrüßen; ich könnte mir bei dieser Gelegenheit gleich meinen künftigen Aufenthaltsort ansehen, da ich als literarischer Unschuldsmörder schon jetzt bestimmt sei, bei ihm in Kost und Logis zu kommen.

Ich stieg also in die Hölle herab. Aus den Uebersetzungen des Dante wußte ich ja ganz genau, wie man sich in einer solchen Situation zu benehmen hat. Es ging aber viel besser, als ich geglaubt hatte.

Pluto wohnt sehr behaglich und hübsch, und seine Einladungskarte öffnete mir ohne irgend welche Schwierigkeit die Thüren, welche zu seinen eleganten Boudoirs führen. Ich traf da eine wunderbar bunte Vereinigung von allen möglichen Leuten. Auch aus der Oberwelt waren einige herabgestiegen, weil sie den Aufenthalt im Schwefelpfuhl zeitweise wenigstens der Nachbarschaft

mit den Wupperthaler Muckern vorzogen. Es waren da um die lodernden Flammen des Kamins friedlich versammelt bedeutende und unbedeutende Männer aus allen Zeiten und allen Zonen. Sie schwatzten durcheinander, lachten und rauchten und amüsirten sich so gut, daß sie es gar nicht bemerkten, als ich bescheidentlich eintrat, und nach einer flüchtigen Begrüßung des Hausherrn auf einem Sessel, der im finstersten Winkel des geräumigen Gemachs stand, Platz nahm.

Es war, wie ich erwartet hatte, vom Krieg die Rede, vom Krieg und von den Ereignissen, die dem Ausbruch desselben vorangegangen waren.

Niclas Becker, den man bisher nie beachtet hatte, stand auf einmal groß da. Er recitirte mit warmer Begeisterung sein: „Sie sollen ihn nicht haben"; ein gänzlich unbekannter Mann, Max Schneckenburger, suchte ihn zu beschwichtigen, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sprach: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" und der poetische Gamin Alfred de Musset höhnte sogar: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand."

„Zankt Euch nicht!" rief der freundliche Wirth Pluto dazwischen, „überlaßt das den Irdischen. Ihr wißt, daß auf der Erde jetzt ein furchtbarer Krieg entbrannt ist."

„Den Hirten schlägt er und die Heerde", versetzte Schiller pflichtschuldig.

„Ja", bestätigte ein edler Greis, der mir nach seiner altmodischen Tracht und seinem Accent ein Lateiner zu sein schien, „der Mensch wird dem Menschen ein Wolf: homo homini lupus."

„Ist denn nicht unser Jahrhundert gleichsam ein

Fluß, wo sich die Menschen wie die Fische untereinander auffressen?" sprach würdevoll ein heiliger Mann, den ich in dieser Gesellschaft und an diesem Orte kaum gesucht hätte. Denn es war kein Geringerer, als der heilige Augustinus; und um über die Richtigkeit seiner Behauptung keinen Zweifel zu lassen, wiederholte er dieselbe in der Ursprache: „Annon est flumen hoc saeculum, ubi se homines quasi pisces devorant!"

„Und glauben Sie denn", fragte Einer, „daß die Franzosen wirklich den Krieg gewollt haben, wie es Napoleon versichert?"

„Gewiß", versetzte ein Anderer; wie ich später hörte, war es der Satiriker Juvenal. „Und wenn das Volk Mord und Todtschlag will, wird ein Krieg angefangen."

„— — — — — et verso pollice vulgi
quemlibet occidunt populariter."

„Auf alle Fälle sind sie selbst daran Schuld, daß sie den Krieg mitgemacht haben. Weshalb haben sie sich den Kaiser gefallen lassen. Sie mußten ja wissen, daß „wenn der Hirt schlecht ist, die Heerde verdirbt." „Qualis rex talis grex", sie mußten wissen, „daß die Fäulniß beim Volk wie beim Fisch mit dem Haupt anfängt." „Piscis primum a capite putet."

„Jawol", stimmte der hochaufgeschossene Mann bei, an dessen langen wallenden Locken, an dessen großer Nase und den „schön gereimten" Lippen, die man nur bei Dichtern findet, ich unsern Friedrich Schiller schon erkannt hatte:

„Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben;
Wie die Glieder so auch das Haupt."

„Und wie der Kaiser, so waren auch seine ersten Diener“, sprach Plinius. „Große Geschäfte verlangen aber von großen Männern ausgeführt zu werden.“ „Magna negotia a magnis auctoribus volunt geri.“ „Und nun sehen Sie sich einmal diese Gesellschaft an: diese Benedetti, Leboeuf, Ollivier und Gramont!“

„Ja“, versetzte der weise Salomo, „mit dem Benedetti hat der Kaiser kein Glück gehabt, denn „wer eine Sache durch einen thörichten Boten ausrichtet, der ist wie ein Lahmer an Füßen und nimmt Schaden.“ Und mit dem Leboeuf, den er mit Orden behangen, zum Marschall und Generalstabschef gemacht, hat er auch kein Glück gehabt, denn „wer einem Narren Ehre anlegt, das ist als wenn man einen Edelstein auf den Rabenstein wirft.“

„Jetzt, wo wir ihn gefangen haben“, sprach der Deutsche, „hat man seinen wahren Werth erkannt. Früher hieß er Marschall Leboeuf, jetzt haben wir ihm seinen deutschen Namen beigelegt.

„Kommt ein Ochs in vrembin lant
Er wirt doch als ein rint erkannt.“

„Was sollte der Kaiser thun?“ sprach der Lateiner, „wenn er Leboeuf nicht brauchen konnte, so hätte er höchstens einen andern Esel nehmen können, „si bovem non habes, asinum agas“, und damit wäre ihm wenig gedient gewesen.“

„Und dieser Ollivier, weshalb drängte es ihn Minister zu werden? Er war ja ein guter Advocat; aber „wer in zweiter Reihe glänzt, verdunkelt oft in der ersten.“ „Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier.“ Es war Voltaire, der diese Worte sprach

„Schön war er gerade nicht, dieser Ollivier, aber einen fruchtbaren Geist besaß er", bemerkte Ovid, „fruchtbar besonders in der Erfindung von Thatsachen." „Nec formosus erat sed erat fecundus Ulysses."

„Die ganze Gesellschaft war wenigstens harmonisch, der Eine war so niederträchtig wie der Andere."

„Ganz meine Meinung", sprach Martin Luther mit kräftigem Bierbaß, „Faul eyer und stinckend butter gehören zusammen."

„Ich glaube doch nicht, daß die Franzosen selbst für den Krieg begeistert gewesen sind", nahm jetzt ein anderer Lateiner, der Lustspieldichter Plautus, das Wort. „Ich glaube sogar, daß der Krieg nicht einmal in der Armee populär war. Ich schreibe einen großen Theil der Niederlage diesem Umstand zu. „Es ist eine Dummheit, auf die Jagd zu gehen, wenn die Hunde nicht wollen." „Stultitia est venatum ducere invitos canes."

„Dann begreife ich die Franzosen erst recht nicht", versetzte ein wortkarger, strenger Mann mit scharf ausgeprägtem römischen Profil; es war Tacitus. „Sie setzten zu viel auf's Spiel, ihr militairischer Ruf war zu groß; wurde er vernichtet, so mußte die Niederlage ebenso groß sein. Man hatte zu viel vom „Prestige" renommirt, und „ein großer Ruf birgt nicht geringere Gefahr als ein schlechter Ruf." „Nec minus periculum ex magna fama quam ex mala."

„Du hast wie immer Recht, lieber Landsmann", sprach Ovid. „Und ebenso groß, wie der anticipirte Siegesdusel, mußte auch der Katzenjammer nachher sein. „Wehe Dir, der Du lachst, weil Du bald nach dem

Freudentaumel weinen wirst.“ „Vae tibi ridenti quia mox post gaudia flebis.“

„Und freue Dich weniger, so wirst Du auch weniger zu klagen haben“, sprach Martial, „gaudebis minus et minus dolebis.“

„Und weshalb denn dieser ganze Krieg?“ fragte ein Unbefangener.

„Weshalb?“ wiederholte ein alter Deutscher. „Ich habe es schon auf der Wartburg ausgesprochen:

„Der Eine braucht's, der Andre hat's
Und dessertwegen führt man Krieg.“

„Aber Feldherren hatte man doch genug in Frankreich“, nahm wieder der Unbefangene das Wort.

„Zuviel“, bemerkte ein alter Grieche. „Bazaine hatte seine Pläne, Mac Mahon hatte die seinigen und Palikao wiederum die seinigen, und der Kaiser war ja auch ein bischen Feldherr: „Viel Feldherren richteten aber schon Karien zu Grunde.“ „Polloi strategoi Karian apolesan.“

„Vielleicht haben sie auch zu spät gerüstet? „Und oft war der Verzug der Urquell alles Uebels“, versetzte der weise Cicero, dessen Bemerkungen mir außerordentlich langweilig vorkamen. „Mora saepe malorum causa fuit.“

„Es lag nicht nur am Heere, nicht nur an den Feldherren, nicht nur an den unterbliebenen Rüstungen, wenn Deutschland siegte“, versetzte Seneca, „Deutschland hatte die gute Sache für sich: der Krieg, welcher gegen das Laster geführt wird, ist der ehrenvollste“; „bellum contra vitia gestum honestissimum est.“

„Wenn sich Deutschland nur im Siege beschränken

kann! Daß es Elsaß nimmt und Lothringen nimmt, das begreife ich, aber die Gefahr liegt nahe, daß es noch weiter greift; wenn eine Begier befriedigt ist, so entsteht schon die andere." „Altera ex alterius fine nascitur cupiditas."

„Hat gar nichts zu sagen, da werden schon die Neutralen ein Wörtchen mit reden", warf ein Franzose ein.

Der alte Deutsche lachte hell auf. „Die Neutralen", wiederholte er, „mit denen lassen Sie uns nur zufrieden! Nicht wahr, lieber Landsmann, Sie wissen ja am besten, was die Neutralen sind?"

Diese letzten Worte waren an einen stockhagern, gemüthlich ausschauenden alten Herrn gerichtet, der eine Brille auf der Nase trug und ein dickes Buch unter dem Arm hielt. Ich erkannte meinen Freund Zumpt, den Grammatiker, der mich auf der Schule so oft gelangweilt hatte. „Ja, ja", sprach Zumpt:

„Was man nicht decliniren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an."

„Eine hübsche Definition der Neutralen", versetzte der alte Deutsche.

„Ich weiß noch eine bessere", sprach Horaz. „Bewahre Dir Gleichmuth in allen schwierigen Dingen." „Aequam memento rebus in arduis servare mentem." „Glücklich Der, welcher den Kriegswirren fern steht", „beatus ille qui procut negotiis", und nichts weiter zu thun hat, als über das Kriegsunglück einige Thränen zu vergießen, denn auch im Weinen liegt eine gewisse Wollust." „Est quaedam flere voluptas."

„Die Stellung der neutralen Mächte ist übrigens eine schwierige, aber" halte Dich nur immer gleichweit

von dem Einen und dem Andern, auf der Mittelstraße ist Dein Schritt am sichersten", sprach Ovid. „Inter utrumque tene medio tutissimus ibis."

„Ach, was kümmert mich Eure langweilige Afterweisheit über die goldene Mittelstraße!" rief ein herrlicher Greis dazwischen, dessen gedankenvolle Stirn mir den Meister Goethe offenbarte, „des tapfern Mannes Behagen sei Parteilichkeit."

„Das hat England auch bewährt; es hat das glückliche Mittel gefunden, Neutralität mit Parteinahme zu verbinden. England sagte sich: „Ich sehe wol und billige das Bessere, aber ich folge dem Schlechtern", versetzte wiederum Ovid. „Video meliora proboque, deteriora sequor."

„Ganz genau, wie auch ich früher gesagt habe", fügte der lustige Regnard hinzu. „Ich sehe das Gute, aber ich schlage die entgegengesetzte Richtung ein." „Je vois le bon parti, mais je suis le contraire."

„Du lieber Gott", sprach beschwichtigend St. Marcus. „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Und ein unbekannter Lateiner fügte hinzu: „Es ist nicht möglich, Thetis und Galathea gleichzeitig zu lieben." „Nemo potest Theditem simul et Galatheam amare."

Hansemann setzte seinen Trumpf darauf und sprach: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf."

„Und Deutschland wird sich um die Neutralen wenig kümmern; es war angegriffen, war beraubt worden. „Und Dem, der beraubt ist, bleiben immer noch die Waffen!" rief Juvenal. „Spoliatis arma supersunt!"

„Ganz recht“, versetzte wiederum Friedrich Schiller. „Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will, ist uns das Schwert gegeben.“

„Und wie wunderbar erstarkte Deutschland im Augenblick. Mit jedem Schritt, den es vorwärts that, wurde es mächtiger, und wie der Ruf gewann es im Vorwärtsschreiten Kräfte“, setzte Virgil hinzu. „Vires acquirit eundo . . .“

„Das Kaiserreich hat übrigens ein erbauliches Ende genommen, wenn man sich die Zusammensetzung des letzten napoleonischen Ministeriums vergegenwärtigt. Dieser Palikao, Jérôme David, Clement Duvernois, Magne, es war eine nette Gesellschaft.“

„Gleich und gleich gesellt sich gern“, stimmte Cicero bei. „Pares cum paribus facillime congregantur.“

„Und die Reden dieses Palikao im Gesetzgebenden Körper!“

„Viel geloben, wenig geben,
Macht die Narren in Freuden leben.“

sagte der alte Deutsche.

„Wie sie die Wahrheit mit schönen Worten verdrehten. „Aus schwarz machten sie weiß!“ rief Juvenal. „Nigra in candida vertunt.“

„Wie sie Depeschen erlogen! Sie mußten doch wissen, daß das Lügensystem zusammenbrechen würde!“

„Jawol“, bemerkte zustimmend ein Italiener. „Die Wahrheit kann nicht verborgen bleiben.“ „Verità non può star sepolta.“

„Zum Schluß siegt die Wahrheit!“ rief Rabelais. „A la parfin vainct vérité.“

„Die Zeit enthüllt Alles“, bekräftigte Erasmus. „Tempus omnia revelat.“ „Sie hat auch den ganzen napoleonischen Schwindel enthüllt. Jetzt ist es aus mit der napoleonischen Herrlichkeit.“

„Gewiß“, stimmte Ovid bei. „Wie die Lilien der Bourbonen so sind auch die Lorbeeren der Napoleoniden verblüht.“ „Veilchen und Lilien blühen nicht immer.“ „Nec semper violae nec semper lilia florent.“ Und Ovid that so, als ob er sich auf diesen Gedanken etwas einbildete.

Der Prediger Salomo aber erhob seine Stimme und sprach: „Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzet in großer Würde. Aber wer eine Grube macht, der wird selbst darein fallen, und wer den Zaun zerreißet, den wird eine Schlange stechen.“

„Wäre er wenigstens gestorben!“ rief Petrarca. „Ein schöner Tod ehrt das ganze Leben.“

„Von Napoleon können Sie das nicht verlangen“, sagte Juvenal, „denn was den Guten schimpflich erscheint, ist wohlanständig für den Schelm.“ „Nam quod turpe bonis decebat Crispinum.“

„Ganz recht“, bekräftigte Salomo, „denn ein lebendiger Hund ist besser weder ein todter Löwe.“

Ein alter Franzose mit einer Allongeperrücke schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach: „Daß Napoleon nicht einmal die Weisheitsregeln seiner eigenen Nation beherzigt hat. Weshalb gelüstete es ihm nach dem deutschen Rhein? Er mußte doch wissen, „wenn die Katze

lecken will, so bekommt sie eins auf die Schnauze." „A chat lecheur on bat la gueule."

„Jawol", fügte ein anderer Franzose, und das war Piron, der geistreiche Komödienschreiber und anakreontische Dichter, hinzu, „als Oberbefehlshaber der Armeen that er nichts und stand Dem, der etwas thun wollte, im Wege." „Il ne fait rien et nuit à qui veut faire." „Nun häufen sie auf sein schuldiges Haupt Hohn und Spott, wie sich Das von selbst versteht."

Der alte Deutsche von der Wartburg lachte und sprach:

„Wer dient dem pöbel et similibus horum,
Der hat Undank in fine laborum."

„Und wehe dem Besiegten!" rief Brennus. „Vae victis!"

„Leg' Dich zu Bett, Basilio!" kicherte Beaumarchais. „Va te coucher, Basile!"

„Und Frauen waren natürlich auch hier im Spiel um sein Verderben zu besiegeln", fügte Juvenal hinzu. „Es giebt kein Ding, in welchem das Weib nicht den Streit erregt." „Nulla fere causa est in qua non femina litem moverit."

„Und nun kam noch Isabella hinzu, das war nicht wohlgethan", sprach Salomo; „denn eine Dirne bringt Einen um das Brod."

„Ja, es ist immer schlimm", sprach der heilige Augustin, „wenn der Ehegemahl besiegt wird und das Weib herrscht, dann ist es mit dem Frieden vorbei." „Si maritus vincatur et uxor dominetur, pax perversa est."

„Ganz meine Ansicht“, sprach Der von der Wartburg.

„Kräht die Henne und schweigt der Hahn,
Ist das Haus gar übel dran.“

In diesem Punkte waren alle Nationen einig. Ein Italiener sagte:

„In quella casa è poco pace
Ove gallina canta e gallo tace“;

ein alter Franzose:

„Ceste maison est mal en train,
Où la quenouille commande l'espée“,

und ein alter Holländer konnte sich nicht enthalten, denselben Gedanken in seiner melodischen Muttersprache wiederzugeben:

„Alwaer de spin-rock dwinght het sweert
Daer staet het qualijk met den weert.“

Daß nun auch noch die Holländer anfingen, ging mir über den Spaß, und ich benutzte die günstige Gelegenheit, um mich schleunig und unbemerkt, wie ich gekommen war, zu empfehlen.

Seitdem ich aber der Unterhaltung in der Hölle beigewohnt habe, bin ich noch national-liberaler geworden, als ich es schon war, so national-liberal, daß ich jetzt nur noch Cigarren von Tabak rauche, der im Norddeutschen Bunde gebaut und geerntet ist.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Wenn Sie diesen letzten Brief im Bande nicht harmlos finden, dann besteht zum ersten Male zwischen uns ein entschiedenes Mißverständniß.

Ihr treuergebener

Kleinstädter.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

